



**Alle sind willkommen – Verleihung des
Zweiten Johannes XXIII.-Preises**

I. Beiträge zum Schwerpunktthema

<i>Ernst Dertmann:</i>	Was ist, was will der Johannes XXIII.-Preis? 5
<i>Ferdinand Kerstiens:</i>	Laudatio zur Verleihung des Johannes XXIII.-Preises an Gastkirche/Gasthaus in Recklinghausen..... 16
<i>Klaus Hagedorn:</i>	Gasthaus und Gastkirche in Recklinghausen – gewür- digt aus Sicht der Citykirchen-Arbeit..... 25
<i>Ludger Ernsting</i>	
<i>Sr. Judith Kohorst:</i>	Dankworte des Preisträgers 40
<i>Christel Bußmann:</i>	Eindrücke zur Verleihung des Johannes XXIII.-Prei- ses an die Gastkirchengemeinde, Recklinghausen ... 47
<i>Ferdinand Zerbst:</i>	Ansprache beim Empfang im Rathaus zu Reckling- hausen 50
<i>Ernst Dertmann und Bernhard Lübbering:</i>	Ein philosophisch theologisch-pastorales Gespräch 54

II. Weiteres aus dem Bistum

<i>Ferdinand Kerstiens</i>	Einheit, die befreit - Predigt im Politischen Nacht- gebet 81
<i>Theo Hinricher:</i>	Mit der Friedenswanderkerze unterwegs 90
<i>Kristin und Hans Kotz:</i>	„Deutschlands Waffenexporte – Fluch oder Segen?“ 73
<i>Manfred Laumann:</i>	10 Jahre OASE in Gronau - 10 Jahre Pax Christi Versöhnungskunstwerk 96
<i>Dokument:</i>	Ernst Dertmann / Veronika Hüning: Ein klares Nein zur Anschaffung von Kampfdrohnen! 104
<i>Edgar Utsch:</i>	Ferdi Kerstiens 80 – und ein neues Buch 107

III. Hinweise

<i>Termine</i>	aktuelle Übersicht 110
----------------	------------------------------

IMPRESSUM

Herausgeber: PAX CHR PAX CHRISTI Bistumsstelle Münster

Breul 23, 48143 Münster, Telefon: 0251/511 420, e-mail: muenster@paxchristi.de

Internet: www.muenster.paxchristi.de

Bankverbindung: Darlehnskasse Münster – Kto.Nr. 3 962 600 – BLZ 400 602 65

Redaktion: Ernst Dertmann, Ferdinand Kerstiens, Stefan Leibold, Eberhard Ockel

Layout: Inga vom Rath

Bildnachweis: Privatfotos (Ernst Dertmann, Thomas Garske, Kristin/Hans Kotz,

Georg Möllers, Wim Wigger, Recklinghäuser Zeitung, PuFo, WAZ)

Druck: Kleyer-Druck, Münster-Roxel

Liebe Freundinnen und Freunde in der PAX CHRISTI- Bewegung,

hier legen wir Euch die zweite Ausgabe unserer „Korrespondenz“ für das Jahr 2013 vor.

Es ist dies eine besondere Ausgabe (und auch mit erhöhter Auflage), dokumentiert sie doch den PAX CHRISTI-Höhepunkt dieses Jahres: die Verleihungsfeier unseres Zweiten Johannes XXIII.-Preises an Gastkirche/Gasthaus zu Recklinghausen.

Es war eine rundum bewegende Feier mit sehr vielen Teilnehmenden – aber auch mit vielen Worten. Nicht alle LeserInnen konnten dabei sein – und die, welche dabei waren können hier die Texte wunschgemäß nachlesen.

Wir veröffentlichen also die gehaltenen Reden im Wortlaut: vom Friedensarbeiter Ernst Dertmann über den Johannes XXIII.-Preis, zwei Laudatoren hatten das Wort: Ferdi Kerstiens und Klaus Hagedorn. Und natürlich hatten die Preisträger in Gestalt von Pfr. Ludger Ernsting und Sr. Judith Kohorst ihre Dankesworte parat.

Christel Bußmann hat es übernommen, ihre Eindrücke von der Verleihungsfeier zu formulieren.

Und: in Münster versprach der stellv. Bürgermeister Recklinghausens die Gastkirchen-Gemeinde zu einem Empfang ins Rathaus einzuladen. Er hat sein Wort gehalten. Seine Ansprache beim Empfang ist hier nachzulesen.

Aber da war ja noch mehr in den vergangenen Wochen: über einige Stationen unserer Friedenswanderkerze informiert Theo Hinricher, zu einer Podiumsdiskussion zum Thema „Rüstungsexport“ schreiben Kristin und Hans Kotz. Manfred Laumann hat es übernommen, das 10jährige Jubiläum der „Oase“ und unseres Versöhnungskunstwerkes auf der deutsch-niederländischen Grenze festzuhalten. Einen Aufruf „Nein zur Anschaffung von Kampfdrohnen“ verfassten Ernst Dertmann und Veronika Hüning und gaben es an die Öffentlichkeit.

Eine Rezension zu Ferdis neuestem Buch rundet diese Ausgabe ab. Und als wäre das noch nicht genug: diese Ausgabe umfasst zwei Leckerbissen besonderer Art: die Predigt von Ferdi Kerstiens im letzten Politischen Nachtgebet und ein ausführliches philosophisch theologisch-pastorales Gespräch von Ernst Dertmann mit Pfr. em. Bernhard Lübbering. Es passt sehr zum jetzigen Schwerpunktthema - jetzt ist die Zeit, jetzt ist die Stunde

Euch allen wünschen wir eine spannende Lesezeit

Ernst Dertmann
Ferdinand Kerstiens
Stefan Leibold Eberhard Ockel

Ernst Dertmann

Wir ehren den Konzils- und Friedenspapst Johannes XXIII. – wir danken dem Preisträger - wir beschenken uns selbst

Verehrte Anwesende, liebe Freundinnen und Freunde, liebe PreisträgerInnen

am Tag vor Pfingsten bekam ich eine e-mail und am Tag nach Pfingsten herkömmliche Post gleichen Inhalts – die auch Euch/Sie angeht. Darin bin ich gebeten, sie hier vorzulesen. Es erwarte mich Dankbarkeit, wenn ich das könnte. Wie antwortet mensch heutzutage darauf in modernem Plattdeutsch?: Yes I can.



„Lieber Ernst, liebe Freundinnen und Freunde in der Pax-Christi-Bewegung!

Gerne wäre ich bei der Verleihungsfeier des II. Johannes XXIII. Preises persönlich anwesend gewesen. Gern hätte ich dem Mit-Preisträger persönlich gratuliert.

Leider war seit Monaten für das heutige Datum der „Konziliare Ratsschlag“ in Frankfurt anberaumt worden. Dafür hatte ich einen Dienst übernommen. So möchte ich Euch wenigstens auf diesem Wege zeigen, dass die Seele nicht an Raum und Zeit gebunden ist. Ich fühle mich Euch nahe, auch wenn ich zu dieser Stunde anderen Orts im Geiste des Konzilspapstes weiter arbeite.

Von Herzen sage ich dem Preisträger 2013, den Gefährtinnen und Gefährten aus Gasthaus und Gastkirche in Recklinghausen, meinen Glückwunsch. Ihr habt in Eurem Haus - wie ich meine - das Testament, das der „christliche Papst“ auf seinem Sterbebett formulierte, in kreativer Weise und auf verschiedenen Feldern des gesellschaftlichen Zusammenlebens zum Leitfaden Eures Handelns gemacht, „dem Menschen als solchem zu dienen, nicht bloß den Katholiken, [...], überall die Rechte der menschlichen Person und nicht nur diejenigen der katholischen Kirche zu verteidigen!“

Vielleicht hat der Geist Eures Hauses mit daran gewirkt, dass wir - wie manche zu erkennen glauben - in Papst Franziskus einem neuen Johannes XXIII. begegnen.

Deshalb möchte ich Euch zugleich von Herzen Dank sagen

- *für Eure Gastfreundschaft, die ich in Eurem Haus erfahren durfte;*
- *für die belebenden Begegnungen und Gespräche in Eurem Hause;*
- *für die menschenfreundliche Hartnäckigkeit Eures Glaubens, dass eine andere Welt möglich ist.*

Papst Johannes zitierend wünsche ich Euch für Euer zukünftiges Wirken, mit Hilfe des Geistes Jesu,

- *„die Zeichen der Zeit zu erkennen,*
- *die von ihnen gebotenen Möglichkeiten zu ergreifen*
- *und weit in die Zukunft zu blicken!“*

Ich grüße Euch in solidarischer Verbundenheit
Norbert Arntz

Das war die Ouvertüre, sozusagen, die nicht auf mein Zeitkonto geht. Hier soll und will ich heute zu drei Fragen etwas sagen:

Erstens:

Warum gibt es diesen Preis?

Zweitens:

Warum ist der Preis nach Johannes XXIII. benannt?

Drittens:

Wie ist der Werdegang des Preises und seiner Verleihung?

Ad 1

Der Preis will in erster Linie an das Zweite Vatikanische Konzil erinnern. Er will seine wesentlichen Inhalte vergegenwärtigen und ins Gedächtnis rufen. Er will seine positiven Wirkungen darstellen. Er will für seine Umsetzung und Weiterführung eintreten.

Ich habe die Preisintronisierung sozusagen der SprecherInnengruppe im Jahre 2009 auch vorgeschlagen, um den reaktionären Tendenzen in der Kirche – Stichwort Piusbrüder, Kurie etc. - etwas sehr Deutliches entgegenzusetzen.



Der Preis will besondere Leistungen in der Nachfolge des Zweiten Vatikanischen Konzils öffentlichkeitswirksam präsentieren – bevorzugt zu einer aktuellen Thematik, die öffentliche Sensibilisierung verdient – und sie dadurch bestärken. Nach Möglichkeit soll er einen ansteckenden Impuls für andere Personen/Gruppen aussenden.

Die Menschenfreundlichkeit und das Friedensengagement des Konzilspapstes Johannes XXIII. stehen dabei besonders im Blick.

Ich will nicht verschweigen, dass es auch darum geht, etwas mehr Aufmerksamkeit auf PAX CHRISTI im Bistum Münster zu lenken – einen Verband, der viel mehr leistet, als oftmals gesellschaftlich und kirchlich

wahrgenommen und von den Medien gewürdigt wird! Und es ist bekannt, dass mensch auch ohne PAX CHRISTI durchs Leben gehen kann - aber schlecht!

Hah, wie habe ich mich gefreut – und ich hoffe nicht nur ich allein – als die Medien am 19. April vermeldeten, Papst Franziskus habe vor einer Rückkehr vor das Konzil gewarnt, weil das wäre „dickköpfig und törricht“. Und er hat die mangelnde Umsetzung der Konzils-Ideen beklagt. Es sei noch nicht alles getan worden, was der Heilige Geist im Konzil gesagt habe.

Zugleich kritisierte er, manche Feiern zur Erinnerung an das Konzil würden ein Denkmal errichten, „das nicht unbequem ist, das uns nicht stört“. Solche Bestrebungen bedeuteten, „dickköpfig zu sein“ und „törrichte und lahme Herzen zu bekommen“. Dahinter stehe der Wille, den Heiligen Geist zu zähmen, der doch nicht gezähmt werden dürfe, weil er **d e r** Lebendigmacher sei. Eine Kirche, die nicht aus sich selbst herausgehe, „erkrankt früher oder später am Mief der Zimmer, in denen sie sich eingeschlossen hat“, schreibt Papst Franziskus in einem Brief an die Argentinische Bischofskonferenz.

Na, das ist doch mal was Gescheites aus dem Vatikan!

Also geht es um die weitere Umsetzung des Konzils – also Dialog statt Weisung - also grundlegende Neuorientierung zum Judentum - also Anerkennung des Islam -also Anerkennung der Heilsbedeutung der anderen **K i r c h e n** - also Gemeinde ist Subjekt der Gottesdienste und nicht Objekt - also Stärkung der Nichtkleriker - also hat Der Gottesdienst im engen Zusammenhang mit dem Alltagsleben“ zu stehen und hat keine pompöse Zelebration (Johannes XXIII.) zu sein - also Aufwertung des Wortes Gottes in der Heiligen Schrift - also „Die Kirche ist das pilgernde Volk Gottes - also Alle Glieder der Kirche sind gleich an Würde und haben verschiedene Charismen und Aufgaben“ (Johannes XXIII.) - also die Hierarchie existiert zum Dienst an den Kirchenbürgern - also auch keine Verdammungen (z.B. Sozialismus oder Marxismus) - also Verurteilung des Massenmordens durch und im Krieg (z.B. durch Massenvernichtungsmittel) und darin dann eine Pflicht zum Widerstand für Soldaten - also

Anerkennung der Kriegsdienstverweigerung weltweit - also Stärkung der Internationalen Organisationen - also ist es Aufgabe der Kirchenbürger (und der ganzen Kirche), die Welt nach Gottes Willen zu gestalten - also alle Getauften sind Kirchenbürger (es gibt eigentlich keine „Laien“) und alle Getauften sind Stellvertreter Jesu auf Erden (nicht nur der Mann in Weiß im Vatikan), wie der Konzilsvater Luigi Bettazzi sagt - also Vorrang der Armen und Bedrängten - also in den Armen und Leidenden erkennt die Kirche das Bild dessen, der sie gegründet hat und selbst ein Armer und Leidender war - also:



„Die Kirche muss auf die Zeichen der Zeit hören - also Dialog mit allen Menschen guten Willens“ (Johannes XXIII.) - also die Kirche hat in der Welt und für die Welt da zu sein - also Das Ärgernis soll vermieden werden, dass einige Nationen, deren Bürger in überwältigender Mehrheit den Ehrennamen „Christen“ tragen, Güter in Fülle besitzen, während andere nicht genug zum Leben haben und von Hunger, Krankheit und Elend aller Art gepeinigt werden. Denn der Geist der Armut und Liebe ist Ruhm und Zeugnis der Kirche Christi. (Gaudium et Spes 88)

Das sind doch wegweisende Hinweisschilder des Konzils in die richtige Richtung. Das sind doch richtige Antworten auf manche Fragen. Das

sind doch richtige Antworten auf eine frühere Vatikanische Meldung, derzufolge wenige Jahre nachdem Joseph Kardinal Ratzinger sein Amt als Präfekt der Glaubenskongregation (und damit als oberster katholischer Glaubenswächter) übernommen hatte, in einem Interview programmatisch gesagt habe, dass er die Umsetzung aller Beschlüsse des II. Vatikanischen Konzils für falsch halte, da sie die Menschen verunsichert, deren Hoffnungen zerstört und die Entwicklung der Kirche negativ beeinflusst hätten.

Ad 2

Warum also Johannes XXIII.-Preis?

Ich frage mal keck zurück: nach welchem anderen Papst denn sonst könnte er benannt werden - wenn es denn schon ein Papst sein soll.

Ich muss hier nicht das Hohelied auf Johannes XXIII. singen, das habe ich in den letzten Monaten sehr sehr häufig getan. Und ich höre, dass ich es auch bei der ersten Preisverleihung getan habe. Ja, daran erinnere ich mich. Und ich höre auch, dass dieses Loblied bei der ersten Preisverleihung zu kräftig ausgefallen sei. Nein, daran erinnere ich mich nicht.

Hannah Arendt, die große jüdische Philosophin, nannte den Roncalli-papst den „einzigen Papst, der als einfacher Mensch allen Menschen



nahe war“. Sein Markenzeichen: Bruder unter Brüdern und Schwestern. Sein Markenzeichen: herzlichste Zuwendung zu allen und das Öffnen der Fenster der Kirche zur Welt hin, damit vor allem der Geist Gottes in sie einströme. Er wagte es, die Zeichen der Zeit zu erkennen und die Mauern zu überspringen.

Dom Helder Camara schrieb in sein Tagebuch über Papa Giovanni und die Konzileröffnung: *„Dann kommt der Papst auf einem Tragsessel. Eine perfekte Renaissance-Szenerie drum herum. Ich spüre da die Zwangsveranstaltung heraus, von der er sich noch nicht befreien kann. Ich glaube zu fühlen, was der gute Papst Johannes im Innersten durchgemacht haben muss. Und ich träume von dem Tag, da der Stellvertreter Christi frei sein kann von allem Prunk und Gepränge, worüber die Snobs und die Edlen sich freuen, was jedoch für die Kleinen und Nichtglaubenden ein Ärgernis ist“.*

Johannes XXIII. selber sagte: *„Seht in mir ausschließlich den Seelenhirten und nichts weiter, der berufen ist, seine Mission an den kleinen Leuten zu erfüllen, so wie es der Auftrag des Herrn ist“.*

Er beginnt, das Zeremoniell zu mildern und er wünscht, seine Mahlzeiten in Gesellschaft einzunehmen. Seinen Audienzen gibt er einen brüderlichen Ton, von dem sich die Menschen angesprochen fühlten. *„Gut muss der Einzelne sein, gut, weil ein Spiegel des reinen Gewissens, in das keine Doppelzüngigkeit; keine Berechnung, keine Herzenshärte dringen darf. Gut muss sodann die Menschheit sein, gut, das heißt gerecht, gerade, freigebig, selbstlos, bereit zu verzeihen und zu entschuldigen, geneigt zum Verzeihen, zur Barmherzigkeit und zum Großmut“* (In seiner ersten Weihnachtsbotschaft)

Ach, das kommt mir irgendwie so tagesaktuell vor.

Die Grundlagen des Friedens auf Erden umriss der Friedenspapst so: *„stellen wir gleich zu Beginn fest, das jeder Mensch das Recht auf Leben hat, das Recht auf die Unversehrbarkeit des Leibes sowie auf die notwendigen Mittel zu angemessener Lebensführung. Daraus folgt auch, das der Mensch das Recht auf Beistand hat, wenn er von Krankheit heimgesucht oder durch Arbeit und Mühe geschwächt, wenn er zur Arbeitslosigkeit*

gezwungen und schließlich ohne sein Verschulden der zum Leben notwendigen Dinge beraubt ist. Und an dieser Würde sind alle Menschen weltweit gleich. Denn die Menschenrechte und die Gerechtigkeit sind das Fundament für den Frieden“.

Das war Papst Johannes XXIII. - das freundliche Gesicht des Glaubens: neugierig, dialogbereit, lernfähig. Mit dem Mut zur „heiligen Verrücktheit“ und voller Optimismus: *„Ich habe noch keinen Pessimisten etwas Sinnvolles für die Menschen und die Welt tun sehen“*. Bereit mit „allen Menschen guten Willens“ zusammenzuarbeiten, wie es in seiner Friedenszyklika „Pacem in terris“ hieß.

Bertolt Brecht hat in der berühmten päpstlichen Einkleidungsszene seines Stücks „Leben des Galilei“ symbolisch verdeutlicht: Dort ist der Papst am Ende nur noch eine Institution, eine vorschriftsmäßig gekleidete Figur ohne Gesicht und menschliche Gestalt.

Die Jüdin Hannah Arendt: *„Johannes XXIII. blieb auch unter der entpersönlichenden Gewalt des Amtes ein Mensch und vermenschlichte das Amt“*.

Ich habe Loris Francesco Capovilla, Privatsekretär des Papstes Johannes, bei meinem letzten Besuch gefragt, wie das denn war, als der Papst aus dem kommunistisch atheistisch besetzten Kreml in Moskau einen Brief bekam und die Kurialen ihm rieten, den Brief nicht zu öffnen - vorsichtshalber sozusagen. Capovilla: *„Papst Johannes sagte: eine freundliche Geste ist doch besser als eine Ohrfeige. Dann schwieg er und nach einer Weile fuhr er fort: es könnte auch Betrug sein, eine Illusion, der Versuch mich auszunutzen, es könnte aber auch ein Faden sein, den mir die Vorsehung schickt, in diesem Fall habe ich nicht das Recht den Faden zu zerreißen.“*

Wir wissen: der Kontakt zum Kreml half mit, durch das Eingreifen von Johannes XXIII. ganz wesentlich die Kuba-Krise 1962 zu lösen.

Und ich habe ihn gefragt, wie es denn zugegangen sei, als die Tochter und der Schwiegersohn Nikita Chruschtschows den Papst im Vatikan besuchten. Capovilla: *„Der Papst fragte nach den Namen der Kinder, die*

er wohl wusste. Aber er bat die Chruschtschowtochter, sie ihm zu nennen. Denn niemand sage die Namen ihrer Kinder so schön wie eine Mutter!“ So einfach menschlich wurde aufgetürmtes packdickes Eis gebrochen.

Also ist klar, warum der Preis den Namen des Konzils- und Friedenspapstes trägt.

Gefragt, ob nicht so ein Preis zu viel Staub aufwirbelt, kann ich nur wiederholen: ich gebe zu bedenken - wo Staub aufgewirbelt wird, da liegt auch welcher. Punkt.



Ad 3:

Also ad letztes:

Der Preis wurde von PAX CHRISTI im Bistum Münster ausgelobt und in 2011 erstmals verliehen. Im Rhythmus von zwei Jahren soll er vergeben werden.

Ein Beirat entscheidet unabhängig und in geheimen Wahlgängen über die Auswahl des Preisträgers/der Preisträgerin.

Der Beirat macht auch Vorschläge für die Gestaltung der Verleihungsfeier. Zur Verleihungsfeier lädt PAX CHRISTI im Bistum Münster ein.

Natürlich gibt es ein paar Kriterien für die Preisträgerauswahl: im Zentrum steht der Beitrag zur „Verheutigung des Zweiten Vatikanischen Konzils“. Mit dem Preis sollen Personen/Einrichtungen/Initiativen gewürdigt werden, die heute wesentliche Anliegen des menschenfreundlichen Papstes vertreten und die in der Dynamik des Konzils weiter voranschreiten.

Die Preisträger/innen müssen in irgendeiner Weise mit dem Bistum Münster in Verbindung stehen. Dass auch eine Gruppe oder Organisation geehrt wird, soll nicht ausgeschlossen sein. Mit dem zweiten Preisträger beweisen wir das heute.

Der erste Preisträger 2011 war Pfr. em. Norbert Arntz aus Kleve.

Im Oktober 2010 haben wir am Jahrestag des Konzilsbeginns bei einer Friedenspilgerfahrt nach Italien auch im Geburtsort des Roncallipapstes und seinem jährlichen Urlaubsort Sotto il Monte Giovanni ventisettesimo Station gemacht. Dabei hat die ganze Gruppe auch Erzbischof em. Loris Francesco Capovilla, den langjährigen Privatsekretär des Roncallipapstes, besucht und gesprochen.

Ich habe bei meinem letzten Besuch dort gesehen - Capovilla hatte mich als einen Freund eingeladen, wie er sagte - dass die Friedensikone, die wir ihm anlässlich der Friedenspilgerfahrt geschenkt haben, einen Ehrenplatz in seiner Privatwohnung hat.

Bei dem Pilgerfahrtbesuch hat Loris F. Capovilla ein Dokument unterzeichnet, das ich die Ehre und das Vergnügen hatte, textlich zu entwerfen. In diesem Dokument sind die verschiedenen Aspekte unseres Preises erfasst:

*„Groß ist meine Freude und ich begrüße aus ganzem Herzen, dass PAX CHRISTI im Bistum Münster einen Preis auslobt, der dem Andenken an den seligen großen Konzils- und Friedenspapst Johannes XXIII. gewidmet ist. Es ist gut, die **Menschenfreundlichkeit** von papa buono, seinen **Aufbruch** im „Aggiornamento“, seine **Friedensbotschaft** „Pacem in terris“*

*und seinen Auftrag, die **Kirche als „Kirche der Armen“** zu sehen, nicht zu vergessen. Sein Einsatz für die **Brüderlichkeit** unter allen Menschen und allen Völkern und seine Appelle für Frieden und guten Willen sind auch weiterhin richtungsweisend.*

Ich grüße und segne PAX CHRISTI im Bistum Münster von Herzen und gratuliere allen zukünftigen Preisträgern.

Sotto il Monte am 13. X. 2010

+ Loris F. Capovilla

Und auch dies zur Gestaltung des Preises: Der Preisträger/Die Preisträgerin erhält eine künstlerisch gestaltete Urkunde und das eben angegebene Dokument mit der Unterschrift von Erzbischof Capovilla als Faksimile und - eine Büste von Papst Johannes XXIII., in Bronze gegossen aus der Glockengießerei zu Gescher und auf einem Marmorsockel befestigt.

Mit der Verleihung des Johannes XXIII.- Preises 2013 ehren wir den Konzils- und Friedenspapst Johannes, wir danken dem Preisträger und wir beschenken uns selbst.

Ferdinand Kerstiens

Laudatio zur Verleihung des Johannes XXIII-Preis an das Gasthaus in Recklinghausen

am 25. Mai 2013 im Franz-Hitze-Haus Münster



Liebe Mitglieder im großen Gasthaus-Team, sehr verehrte Damen und Herren, liebe Gäste, liebe Freundinnen und Freunde von pax christi!

I.

Die pax-christi-Bewegung im Bistum Münster will mit ihrem Johannes XXIII-Preis diejenigen als Einzelne oder als Gruppe ehren und ermutigen, die im Geiste von Johannes XXIII und des von

ihm initiierten 2. Vatikanischen Konzil leben und arbeiten. Wir wissen, wie viele Impulse des Konzils stecken geblieben sind oder bewusst blockiert wurden. Umso wichtiger ist es, dass es hier und dort Christinnen und Christen gibt, die sich durch den allgemeinen kirchlichen Trend nicht abschrecken lassen, sondern alleine oder in Gruppen mit Geduld und Kraft die Impulse des Konzils zu einer menschnahen Kirche in Sinne Jesu aufgreifen und vor allem im Dienst an den Armen jedweder Art fruchtbar werden lassen.

Franziskus, der neue Bischof von Rom, hat ja ausdrücklich dazu aufgefordert, das Konzil nicht als ein altes Denkmal zu verehren, sondern seine Impulse neu zu entdecken und sie für heute fruchtbar zu machen. Mit dem Johannes XXIII-Preis wollen wir nicht Nostalgie pflegen, sondern zu einem neuen aggiornamento ermutigen, zu einem aggiornamento des

Evangeliums und des Konzils für heute. Seit seiner Einberufung sind 50 Jahre vergangen, so bedürfen auch die Texte des Konzils einer neuen Verheutigung, um uns als Kirche Jesu zu bewähren.

In diesem Sinne hat der Beirat beschlossen, in diesem Jahr den Johannes XXIII-Preis an das Gasthaus in Recklinghausen zu verleihen. Ich werde deswegen bewusst keine einzelnen Namen nennen. Gemeint ist mit unserem Preis das ganze Team mit allen, die daran beteiligt sind, die ihr Christenamt wahrnehmen oder die auf Grund ihrer humanen Intention mitarbeiten. Ich möchte aber auch die mit einbeziehen, die mit ihrer Not, ihrer Einsamkeit, ihrer Trauer ins Gasthaus kommen in dem Vertrauen, dort Menschen zu finden, Menschen, die ihnen zuhören, ihnen auf Augenhöhe begegnen, ihre Würde achten. Ihnen allen gilt dieser Preis.

In diesem ersten Teil der Laudatio – der zweite folgt gleich durch Klaus Hagedorn – möchte ich mich auf den Beginn der Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute beziehen.

„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen Widerhall findet.“ (Pastoralkon-

stitution über die Kirche in der Welt von heute „Gaudium et Spes“, GS Nr. 1)



Ich erinnere mich noch deutlich an die Überraschung und die Freude, als wir vor fast 50 Jahren diese Worte hörten und lasen. Wir – das waren viele engagierte Christinnen und Christen, Theologinnen und Theo-

logen, Priester und Ordensleute, sowie die tragenden Gruppen in der Studentengemeinde, in der ich damals tätig war, und viele Christinnen und Christen in den Gemeinden und Gruppen. Wir litten zunehmend

unter der Diskrepanz zwischen der Enge der Kirche unter Pius XII und der Weite des Evangeliums. Deswegen sahen wir in diesen Eingangsworten der Konstitution einen fundamentalen Wandel der Kirche, einen grundlegenden Paradigmenwechsel, eine Bekehrung: Das erste Interesse der Kirche ist nicht mehr die eigene Selbstdarstellung in ihrer hierarchischen Gestalt oder die Vermittlung einer fertigen Botschaft, sondern ihre Solidarität mit den Menschen, mit ihrer Freude und Hoffnung, ihrer Trauer und Angst, vor allem der Bedrängten und Ausgegrenzten, der Armen und Armgemachten. Auf einmal waren die Menschen nicht mehr bloß Adressaten einer fertigen Botschaft, die im Gehorsam anzunehmen war, sondern Partnerinnen und Partner in der gemeinsamen Suche nach der Wahrheit des Lebens, von denen die Kirche erst einmal zu lernen hat, wo denn der Schuh drückt, um darauf im Sinne Jesu in Wortverkündigung und Engagement antworten zu können. Diese Sensibilität für die Menschen, die Achtsamkeit füreinander, die Offenheit für die Fragen und Sorgen, auch für die vielleicht versteckte Angst und Trauer sind Teil des Lebens im Geiste Jesu.

Das erfordert ein sorgsames und wachsames Hinhören auf die Menschen: Wo sind ihre Freuden, wohin geht ihre tiefste Hoffnung, wovor haben die Menschen Angst, wo und aus welchen Gründen droht die Trauer oder die Resignation sie zu überwältigen, dass sie nicht mehr weiter können? Das heißt für alle Menschen: Entdeckung ihrer einmaligen Würde und ihrer Rechte, die ihnen keiner nehmen darf. Diese Entdeckung der einmaligen Würde aller Menschen ist die Voraussetzung allen Lebens und Wirkens im Sinne Jesu. Daher heißt der Konzilstext „pastorale Konstitution“, weil sich erst durch eine solch „pastorale“ Grundeinstellung die Kirche als Kirche Jesu Christi „konstituiert“. Ohne eine solche Sensibilität, eine solche Nähe zu den Menschen kann die Kirche ihren Dienst nicht leisten.

Wir alle, so denke ich, wissen um die Diskrepanz zwischen diesen Perspektiven und der Wirklichkeit der Kirche, die hinter das Konzil zurückfiel, sich um sich selbst drehte, von der „Diktatur des Relativismus“ (J. Ratzinger) abgrenzte und so sich wieder hinter die von innen verschlossenen Türen der vorösterlichen Jünger zurückzog. Wir wissen darum und leiden – auch in unserem Glauben – darunter. Doch Pfingsten

hat der Geist die verschlossenen Türen geöffnet und die Jünger hinaus geschickt zu den Menschen.

Ich erinnere an Jesus, der die gekrümmte Frau aufrichtet (Lk 13,10-17). Die Frau sieht nur den kleinen Kreis vor sich auf dem Boden. Sie sieht nicht die anderen Menschen. Sie ist unfähig zu einer Begegnung auf Augenhöhe. Jesus richtet sie auf, äußerlich, aber dadurch auch innerlich. Er gibt ihr ihre Würde zurück. Das ist das Ziel Jesu: die entwürdigten und entrechteten Menschen wieder aufzurichten und ihnen die Würde zurückzugeben, die Gott ihnen zugedacht hat. Wir wissen, wie wenig oft das kirchliche Leben und das kirchliche Amtssystem davon bestimmt sind.



Wir sahen und sehen deswegen in der neuen Bewegung der Kirche auf die Menschen zu eine neue Inkarnation, eine Menschwerdung der Kirche, die dringend anstand. Wir sahen und sehen darin die Nachfolge Jesu, der alle Herrlichkeit und Macht von sich tat, sich arm machte, Mensch unter Menschen, ihnen ganz nahe in Freude und Hoffnung, in Trauer und Angst, in Leben und Tod. Das meint genau dies, was wir in heutiger Sprache unter Solidarität verstehen, Solidarität mit allen Menschen, unabhängig ob sie zur Kirche gehören oder nicht.

Hier muss Kirche heute werden und den Menschen auf Augenhöhe begegnen, ihrem Selbstverständnis und ihrer errungenen Freiheit, ihrer Selbstständigkeit und eigenen Verantwortung, aber zugleich auch nahe in ihrer Ohnmacht, ihrem Ausgeschlossensein, in Arbeits- und Sinnlosigkeit, der Sehnsucht nach Anerkennung und menschenwürdigem Leben.

Die „Armen und Bedrängten aller Art“ sind nicht Objekte caritativer Bemühungen, sondern zu allererst Menschen, aus deren Not und



Hoffnung die Kirche zu lernen hatte. Adriano Hipolyto, Kardinal Arns, Antonio Fragoso, Dom Helder Camara, befreiungstheologisch orientierte Bischöfe aus Brasilien, haben es mehrfach gesagt: Die Armen haben uns zu Jesus bekehrt. Zu den Armen und Bedrängten aller Art gehören nicht nur die materiell Armen, sondern alle Ausgebeuteten und Ausgegrenzten, alle in ihrer je persönlichen Not, die Opfer von Mobbing, die Opfer der globalisierten Wirtschaft, die die Menschen immer mehr zur bloßen Ware macht und die Mehrzahl der Menschheit unten hält. „Hierzu gehört der innere Zustand unserer Staaten, der in vielen Fällen seinen Ursprung und Fortbestand aus Mechanismen herleitet, die, da sie nicht von echter Menschlichkeit, sondern vom Materialismus geprägt sind, auf internationaler Ebene die Reichen immer reicher werden lassen auf Kosten der Armen, die immer mehr verarmen.“ So die Folgerung der Lateinamerikanischen Bischofskonferenz von 1979 in Puebla (Nr.30). Hier wird deutlich, dass die Botschaft vom Reich Gottes zugleich eine eminent menschliche und politische Botschaft ist, die Gerechtigkeit und Menschenwürde für alle einklagt.

II.

In all diesen Überlegungen seid ihr, liebe Freundinnen und Freunde, liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Gasthauses und der Gastkirche schon längst mitgemeint. Ich hoffe, dass ihr euch in diesen Überlegungen selbst wieder erkannt habt. In eurer Kirche empfangt ihr alle, die eintreten, mit folgendem Segensgruß:

*„Hier kannst Du sein
mit dem, was Du bist,
mit dem, was Du mitbringst,
mit dem, wovon Du träumst.*

*Wisse Dich eingeladen von diesem Ort und von den Menschen,
die dort zusammenkommen.*

Hier ist Gottes offene Tür.

*Seine Lebendigkeit, seine Stille und seine Ermutigung mögen Dich
umfassen.*

Sein Segen sei denen gewünscht, die hier ein- und ausgehen:

Der Herr segne und behüte Dich.

Er lasse sein Angesicht leuchten über Dir und sei Dir gnädig.“

So empfangt ihr auch die Menschen an der Türe eures Gasthauses, die vormittags immer offen steht. Nachmittags muss man schellen, aber man wird ebenso freundlich aufgenommen. Die Menschen sind willkommen, wie sie sind, sei es zum Frühstück oder Mittagessen, sei es, weil sie Wärme suchen nicht nur als Temperatur sondern Wärme bei Menschen, sei es, dass die Gäste schweigen oder reden wollen. Keiner „muss“ etwas. So wird ein Raum des Vertrauens geschaffen, indem die Menschen sich mit ihrer Freude und Hoffnung, aber auch mit ihrer Trauer und Angst öffnen können. Alle, die kommen, finden Menschen vor, die kein fertiges Bild vom Menschen haben, wie er zu sein hat und wohin man ihn führen muss, sondern die zuhören, hinhören auf was, was gerade diesen Menschen bewegt. Davon sind die offenen Gesprächsangebote bestimmt, die verschiedenen Trauergruppen, der Gefangenendienst, aber auch das

alltägliche Miteinander, das Essen und Trinken. Ihr nehmt vorübergehend Menschen auf, die kein anderes Zuhause haben als die Straße. Ihr macht mit ihnen Ausflüge, feiert mit ihnen und ihr beerdigt sie auch, wenn sie verlassen irgendwo sterben.

Ihr besucht ihre Gräber und haltet ihre Namen heilig. Ihr gebt Gruppen Platz für ihr Miteinander, die sonst schwer Platz finden wie die AIDs-Gruppen und deren Angehörige. Selbstverständlich sind für euch das fair-trade, der Eine-Welt-laden und die second-hand-shops.

Es geht euch dabei um jeden einzelnen Menschen, doch auch um die Bedingungen unserer Gesellschaft, die Menschen arm, einsam und verzweifelt machen. Ihr wendet euch an die Öffentlichkeit, an die Stadt, seid Teil der Bewegungen für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung auf unserer zerrissenen Welt, habt hilfreiche Kontakte zu Menschen und Projekten in der Dominikanischen Republik.

All das wird getragen und durchdrungen von eurer Spiritualität, die Ausdruck findet in euren Gebetszeiten und Eucharistiefeiern in eurer stets offenen Gastkirche. Manchmal konnte ich daran teilnehmen. Ihr: das sind 4 Ordensleute, zwei Männer und zwei Frauen, und ein Priester unserer Diözese. Ihr: das sind über 200 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, von denen ein Teil auch Kontakt zu ihren Heimatgemeinden haben, zum Teil ist das Gasthaus ihre kirchliche Heimat, zum Teil arbeiten bei euch Menschen mit, die einfach eure Tätigkeit für menschlich sinnvoll halten. Ökumene ist selbstverständliche Voraussetzung eures Tuns. Ihr fragt nicht nach Konfession oder Religion, weder bei den Gästen, noch bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Ihr seid eine offene Gemeinde, offen für die Menschen, die kommen, offen für Menschen, die mithelfen. Näheres wird gleich noch Klaus Hagedorn benennen.

III. Doch auf eine Problematik möchte ich noch hinweisen: Ihr ersetzt mit eurer Hilfe, was eigentlich der Staat, die Gesellschaft als ganze leisten muss. In unserem Grundgesetz heißt es in Artikel 1: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Diese Würde Wirklichkeit für alle Menschen werden zu lassen, ist Aufgabe des Staates, der auf diesem Grundgesetz aufbaut. Doch darin versagt er vielfach, nicht nur bei den Flüchtlingen,

vor allem an den Grenzen Europas, bei den Opfern unserer Weltwirtschaftsunordnung, bei der wachsenden Schere zwischen Arm und Reich, früher vor allem im Nord-Süd-Gefälle, heute inmitten unserer eigenen Gesellschaft hier. Prekäre Arbeitsverhältnisse, wo man nicht vom Lohn für volle und gute Arbeit leben kann, sind menschenunwürdig.



Ihr helft mit, diese Lücken zu schließen, die Menschen nicht in ihrer Not alleine zu lassen, wie die Tafeln und viele soziale und caritative Arbeit, wie Misereor und Brot für die Welt und viele andere Organisationen auch außerhalb der Kirchen. Diese Arbeit von euch und von vielen ist notwendig um der Betroffenen willen.

Im Dekret des Konzils über das Apostolat der Laien heißt es: „Man darf nicht als Liebesgabe anbieten, was schon aus Gründen der Gerechtigkeit geschuldet ist.“ (Art. 8) So verstehe ich eure Arbeit: Die Nächstenliebe ist Wurzel all eurer Dienste am Leben der Menschen, die Antriebskraft, die Wurzel, die Orientierung, aber der konkrete Dienst gilt zuerst der Gerechtigkeit, denn Leben in Würde gehört zum Recht des Menschen.

Dazu gehören die materiellen Grundlagen, aber auch Anerkennung, Kommunikation, medizinische Versorgung, kulturelle Teilhabe, Arbeit, von der man leben kann. Dieser Gerechtigkeit, dieser Würde aller Menschen zu dienen, ist zu allererst Aufgabe des Staates. Wir dürfen ihn da durch unseren Einsatz nicht aus seiner Aufgabe entlassen, sondern ihre Erfüllung immer neu einklagen. Doch dieses Einklagen gewinnt seine Glaubwürdigkeit durch das eigene Engagement.

Gerechtigkeit ist auch die Grundlage von Frieden, von Schalom, der diesen Namen verdient. Die pax-christi-Bewegung möchte euch durch die Verleihung des Johannes XXIII-Preis danken für euren Einsatz, eure Geduld mit den Menschen, euer Selbstverständnis, eure Spiritualität. Wir wollen alle, die zu euch kommen, ermutigen, ihr Menschsein in Würde anzunehmen und zu leben. Wir möchten mit euch der Gerechtigkeit und dem Frieden dienen, hier und weltweit, und euch ermutigen, euren Weg weiterzugehen.

Ferdinand Kerstiens, Pfr. em. in Marl, langjähriger Geistlicher Beirat in PAX CHRISTI, Mitglied der Redaktion

Klaus Hagedorn

Gasthaus und Gastkirche in Recklinghausen – gewürdigt aus Sicht der Citykirchen-Arbeit

Laudatio Teil 2 aus Anlass der Überreichung des Johannes XXIII.-Preises an das Gasthaus in Recklinghausen im Franz-Hitze-Haus am 25. Mai 2013

Liebe Preisträgerinnen und Preisträger, liebe Versammelte!



Meine ehrenvolle Aufgabe ist, den Preisträger in Recklinghausen zu würdigen - aus der Perspektive der Citykirchen-Arbeit. Citykirchen-Projekte sind Antworten wacher Christinnen und Christen und wacher kirchlicher Entscheidungsträger, die sich einer ehrlichen Bestandsaufnahme in Sachen Christentum stellen. Wir befinden uns seit Jahrzehnten in einem tiefgreifenden Strukturwandel – bis dahin, dass die herkömmlichen Grenzen des Religiösen verschwimmen. „Kirche in der Stadt“ ist für die meisten ZeitgenossINNen etwas Fremdes, etwas Einsames geworden. Es

gibt einen rasanten Entfremdungsvorgang zwischen kirchlichem Christentum und städtischer Lebenswelt. Gesucht wird nach Wegen neuer Präsenz von „Kirche in der Welt“, von „Kirche in der Stadt“. Kirche sucht neu die „Stadt“, weil sie verstanden hat, dass nicht allein die Menschen der Kirche fernstehen, sondern dass es viel mehr umgekehrt der Fall ist. Solche Projekte nennen sich Citykirchen. Die Gastkirche sieht sich auch als eine Citykirche an. Gasthaus und Gastkirche sind von Beginn an Mitglied im Netzwerk Citykirchen-Projekte.

1. Ausgangspunkte für Citypastoral - Was die Stadt heute prägt:

Man kann über den Beitrag zur Citypastoral nicht sprechen, ohne sich der Ausgangspunkte für eine Citykirchen-Arbeit zu vergewissern, ohne sich zu fragen, was denn die Stadt heute prägt. Ich möchte nur einige Punkte schlaglichtartig anmerken, auf deren Hintergrund ich dann in einem zweiten Punkt den Ansatz und Standort und in einem dritten Punkt die Präsenzarbeit des Gasthauses und der Gastkirche in Recklinghausen würdigen möchte, die ja ein ganz eigenes und einmaliges Gepräge haben.

Das Leben in der Stadt ist bestimmt durch ökonomisches Denken, das alle Lebensbereiche erfasst und das –so scheint es mir– fortschreitend ein solidarisches Denken und Handeln als einen Fremdkörper ansieht. In der Stadt ist wahrzunehmen: Wo nur noch Verdienst und Gewinn und Wettbewerb zählen, da bleiben Menschlichkeit und Solidarität und Mitgefühl auf der Strecke. Wir erfahren hautnah, wie sich Bedingungen und demzufolge auch Vorstellungen von zwischenmenschlichen Beziehungen, von Arbeitsbeziehungen, von Liebe und Verantwortung wandeln. *Wesentliches ist einfach heute nicht mehr sicher*: ein dauerhafte Arbeitsplatz, die dauerhafte Beziehung, der Lebenssinn, die Identität. Wir erfahren, wie sich Lebensbedingungen verändern: z.B. durch befristete Arbeitsverhältnisse, durch Arbeitsstellen mit einer hohen Einforderung von Mobilität, durch Leiharbeits-Verträge, durch die Höhe von Arbeitsentgelten, die oftmals die Lebenshaltungskosten nicht decken, so dass es zunehmend zusätzliche sog. Minijobs braucht. Unser Arbeitsmarkt ist ganz aufgemischt. Und: Es gibt zunehmend die Erfahrung: Arbeit schützt vor Armut nicht – vor Altersarmut (wegen zu geringer Rentenauszahlung), die als großes Problem vor unserer Tür steht bzw. schon eingetreten ist. Die Schere zwischen Arm und Reich geht in unserer Gesellschaft immer weiter auseinander. Die Zahl der Sozialhilfe-Empfänger und der sog. –Aufstocker ist im Steigen. Dies sind allesamt Entwicklungen, die das Zusammenleben in der Stadt prägen.

Wir können eine große *Unübersichtlichkeit* in Zeiten der Globalisierung erleben, das Gefühl, nicht mehr durchzublicken. Das Stichwort Finanzkrise mag dafür genügen.

Der *kulturelle* Sockel, der unsere Gesellschaft und ihre Institutionen getragen und das Verhältnis von Institutionen und Individuum in der Vergangenheit bestimmt hat, ist *zerbröckelt*. Damit ist ein Prozess in Gang gekommen, der Staat und Kirche und alle Institutionen betrifft: Nicht mehr die Institutionen geben dem einzelnen Individuum seine Identität, sondern dieses selber hat die Aufgabe, seine Identität auszubilden. Poin-tiert formuliert: *Das Zentrum der modernen Gesellschaft ist die einigende Kraft des Individuums*. Es ist allein das Individuum, das aufgerufen ist, seinen vielfältigen Rollen, Plänen und Erfahrungen einen einheitlichen Sinn zu geben.

Situationsgerechte Entscheidung und eigene Verantwortung sind mehr denn je gefragt. Handlungsleitend wird zunehmend das, was jede und jeder für sich plausibel findet und persönlich für wünschenswert hält. *Biographien* sind also nicht mehr vorgegeben, sondern *aufgegeben*: Sie müssen selbst inszeniert, hergestellt, sozusagen wie ein Mosaik zusammengesetzt werden – ein Leben lang. Heute sind fast alle Lebensfragen offen und selbst zu entscheiden; jede/r lebt auf eigenes Risiko.

Die Individualisierungsprozesse haben dazu geführt, dass *die meisten alleine leben*, ohne eine stabile, konstante Gruppe, die sie stützt, und ohne „Lehrerinnen und Lehrer“, die sie in spirituellen „Grundgütern“ unterweisen, so dass sie ihre Träume und Hoffnungen wirklich langfristig bewahren können.

Der Ernstfall des Lebens besteht darin, sich selbst zu (er-)finden. Ein Gefühl der Unsicherheit, manchmal auch bewusst erlebter Leere, bestimmt



viele. Und dieses kann auf Dauer nicht mit der Fülle an Angeboten und Einladungen des Marktes der tausend Möglichkeiten, zu denen Werbung und Medien verführen wollen, kompensiert werden. Viele empfinden, dass es wenige Haltepunkte für sie gibt, dass ihre Lebensorientierungen sehr fragil sind, dass das Ganze für sie nicht mehr in den Blick kommt, nur noch Fragmente sichtbar und greifbar sind. *Leben wird von vielen als Stückwerk erfahren.*



Dazu kommt die Erkenntnis: *Wir leben auf einem Vulkan.* Die Grenzen des Wachstums zeigen sich. Der Klimawandel zeigt an, dass unsere Erde in der Gefahr steht, zumindest in bestimmten Teilen unbewohnbar zu werden; Land geht

konkret unter! Zwei Drittel der Menschheit leben unter Bedingungen, die nicht lebensförderlich sind. Was unsere gegenwärtige Lage so bedrohlich macht, ist das Ausmaß der Entfremdung in unseren Strukturen. Wo das Weltbild der absoluten Beherrschbarkeit regiert, werden die natürlichen Lebensgrundlagen der Erde nicht mehr als Systeme eigenen Rechts behandelt, sondern nur noch unter dem Gesichtspunkt ihrer Nutzbarkeit und Nützlichkeit angesehen.

Unser Alltag ist paradox: Neben der unbezweifelbaren Schönheit, Güte und Anmut, die alle Dinge und Menschen auszeichnen, existieren unbestreitbar Gespaltenheit, Habgier und Macht. Überall gibt es „offene Adern“. „Die Welt seufzt wie in Geburtswehen.“ (vgl. Röm 8,27f) Wie soll man sich hier positionieren und verhalten?

Und bzgl. Religion ist für viele heute überwiegend das eigene „Ich“ wichtig: die Selbst-Erfahrung, die Selbst-Findung, die Selbst-Vergewisserung, die Selbst-Entdeckung. Es geht um die Erkundung des eigenen

Innenlebens, um die Intensivierung der eigenen Existenz, um Erlebnisverdichtung und das Stillen eines Erfahrungshungers. Wellness ist dafür das Zauberwort.

„Glaube“ ist in solchem Zusammenhang auf Bedürfnisbefriedigung hin instrumentalisiert, Bedürfnisse, die sich in der Sehnsucht nach Sinn und einem vagen Verlangen nach göttlichem Beistand und Segen äußern, sowie im Wunsch, gelegentlich die graue Alltagswelt im Kult und religiösen Erlebnis zu übersteigen. „Religion light“ wird gesucht, die so „soft“ ist, dass man sie kaum noch spürt - in ihren Auswirkungen.

Und bzgl. Kirche: *Eine historisch gewordene Kirchengestalt,* die jahrhundertlang getragen hat, *ist am Ende;* sie verliert Privilegien, sie ist unterwegs in die Minderheit; sie entwickelt sich fort aus ihren eurozentrischen Wurzeln (es gibt zum ersten Mal einen Papst, der nicht aus Europa kommt); sie entwächst einem konfessionalistischen Verständnis; sie entwächst einem römisch-zentralistischen, einem hierarchistischen Verständnis von kirchlichem Christentum; sie entwächst einem infantilisierenden Verständnis von Glauben. Karl Rahner sagte vor 40 Jahren - mit Vorausblick: *„Der Fromme von morgen wird ein Mystiker sein, einer der etwas erfahren hat, oder er wird nicht mehr sein.“*

Diesen Kontext habe ich vor Augen und im Sinn, wenn ich mich frage und mir vergegenwärtige: Wofür steht das Gasthaus Recklinghausen mit der Gastkirche?

2. Wofür steht das Gasthaus Recklinghausen mit der Gastkirche?

Wenn ich meine eigenen Eindrücke aus Gesprächen und Besuchen und aus den Publikationen des Gasthauses an mir vorbeiziehen lasse, dann erlebe ich das Gasthaus und die Gastkirche so, dass hier dafür geworben wird, anspruchsvoll zu sein und zu bleiben, lieber mit großen Hoffnungen zu hungern und zu dürsten, als sich mit Banalitäten zuschütten und betäuben zu lassen.

Das Gasthaus will für weite Horizonte werben und für eine „kopernikanische Wende“ eintreten: d.h. es will einladen, damit aufzuhören, sich

um sich selbst zu drehen, als ob man der Mittelpunkt der Welt und der Nabel des Lebens wäre. Das Gasthaus ist somit ein kirchliches Widerspruchszeichen. Man lässt sich berühren von der Not der Menschen. „Wir hoffen für andere – und darin für uns selbst!“ (Vgl. „Unsere Hoffnung“: in: Gemeinsame Synode der Bistümer, Beschlüsse der Vollversammlung, Freiburg 1976, 84-111). *Solche Hoffnung für andere* hat weniger das eigene „Ich“ im Blick; sie zielt viel mehr auf die Verwandlung und Erneuerung der Erde in der Perspektive des Reiches Gottes. Das Gasthaus zeichnet sich aus, weil es sich in konkrete Verwandlungsprozesse für die Stadt einbringt und eine „offene Tür“ ist für die sog. „Nomaden“, die Durchziehenden. Es hat in Recklinghausen eine sehr lange Tradition als Armen- und Pilger-Gasthaus und ist gelegen an der ehemaligen „Steinstraße“, dem ersten befestigten alten Handelsweg. Seit 1403 sind hier die Armen der Stadt und die Pilger auf der Durchreise gern gesehene Gäste. Man ist hier auf besondere Art empfindsam für menschliches Leid und hat einen offenen Blick für Not und Elend. J.B. Metz bezeichnet die hier



gelebte Haltung des Mit-Leidens und des Mitgefühls als „Compassion“. „Wo diese Compassion gelingt, beginnt das, was neutestamentlich das ‚Sterben des Ich‘ heißt; es beginnt die Selbstrelativierung unserer vorgefassten Wünsche und Interessen – in der Bereitschaft, sich von fremden Leid ‚unterbrechen‘ zu lassen. Es beginnt das, was mit einem ebenso anspruchsvollen wie verstörenden Wort ‚Mystik‘ genannt wird.“ (J.B. Metz, *Memoria passionis*, Freiburg 2006, 166f)

Heute kann es nicht mehr darum gehen, die schönen christlichen Wahrheiten in Silberpapier eingewickelt zu verehren; jetzt geht es darum, ihre Brauchbarkeit für die Menschen zu erproben. Die brennende Frage, die das Gasthaus umtreibt, ist doch auch die: Besitzt die große Heils- und Zukunftsvision vom Reiche Gottes noch genügend Strahlkraft, um Kräfte des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe für die Menschen zu entbinden, Kräfte, die in den zahlreichen Konflikten, mit denen wir leben, zu aussichtsreichen Lebensmöglichkeiten führen?

Wesentlich für das Gasthaus mit Gastkirche ist der *Inhalt*, dem es sich verpflichtet weiß und der die Richtung weist. Dieser Inhalt ist das Evangelium – in Wort und Tat –, *die Botschaft Jesu vom Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit*, welche „Leben in Fülle“ für alle anstrebt (vgl. Mt 6,33). Allein um dieser Botschaft willen gibt es die Kirche – also auch das Gasthaus. Es ist Mittel, Werkzeug und Instrument – mehr nicht (!), nicht Ziel des Glaubens. Der Auftrag Jesu ist nicht, für das Überleben der Kirche zu sorgen, sondern für das Wohl und Heil der Menschen. ChristINNen sind nicht Mitglieder der Kirche, um die Strukturen der Kirche am Funktionieren zu halten, sondern um sich am Projekt Jesu Christi zu beteiligen: „*Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben*“ (Joh 10,10).

Deshalb: *Solidarität und Parteilichkeit* (mit den Nahen und Fernen) sind zwei Stichworte, mit denen die Leitlinie des Gasthauses umschrieben werden kann. Es versteht sich weniger als Mitgliedschafts-Pastoral, die vornehmlich die kirchlich Gebundenen im Blick hätte; es versteht sich auch nicht als Dienstleistung aus einem gesellschaftlichen Subsystem Religion heraus, das die Bedürfnisse von Menschen einer individualistisch geprägten Konsum- und Warengesellschaft bedient. Es geht ihm vorrangig um eine Praxis, die sich ihren Grundimpuls von der christlichen Botschaft vorgeben lässt, die mitarbeitet an der Verwandlung und Erneuerung der Erde in der Perspektive des Reiches Gottes und die eine gute Nachricht weiterzusagen sucht. Dieses Weitersagen geschieht im Gasthaus vor allem durch die Tat. Der Einsatz für Gerechtigkeit und Befreiung und die ganzheitliche Verkündigung der Frohen Botschaft sind hier als ein grundlegender Imperativ der Kirche wiederentdeckt und umgesetzt.

Im Kern steht die Frage nach Gott selbst auf dem Spiel. Wenn die die Stadt beherrschenden „Systeme“ sich absolut setzen, Menschen ausschließen und sie überflüssig werden lassen, wenn sie sich ausschließlich in den Dienst der Wirtschaft und des Geldes und nicht in den Dienst der Menschen stellen, dann gibt es für die Menschen im Gasthaus einen eklatanten Widerspruch zu ihrem Bekenntnis an den einen Herrn von Welt und Geschichte, der sich als der gezeigt und erwiesen hat, der gerade für die Armen und Ausgeschlossenen Partei ergreift.

Ich möchte noch einmal unterstreichen, was Ferdi Kerstiens auch aufgezeigt hat mit Blick auf Gaudium et spes: Im Gasthaus wird die Überzeugung gelebt: Kirche darf sich nicht auf sich allein zurückbeziehen; sie hat einen Auftrag für die Welt und die Gesellschaft: *Sie hat zu erinnern und sich dafür einzusetzen, dass jeder Mensch eine unhintergehbare Würde hat*; sie hat sich für die Einhaltung der personalen, politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Grundrechte der Menschen einzusetzen, damit eine humane Gesellschaft möglich wird. Das ist ein wesentlicher, diakonischer Auftrag, der ihr zukommt: ein prophetisch-diakonischer und ein politisch-diakonischer. Das bedeutet immerwährende und geduldige Erinnerungsarbeit. Die Halbwertszeiten unseres Gedächtnisses werden kürzer. In Zeiten der Globalisierung ist ein Blick gefordert, der die Nahen und die Fernen einschließt, zumal unsere Kirche Weltkirche ist und global demzufolge kein Fremdwort sein darf.

Gustavo Gutiérrez, als der „Vater“ der Befreiungstheologie im Gasthaus kein Unbekannter, beschreibt es so: *„Der endgültige Grund für den Einsatz für die Armen liegt (...) nicht in der Gesellschaftsanalyse, derer wir uns bedienen, auch nicht in der direkten Erfahrung, die wir mit der Armut machen können, oder in unserem menschlichen Mitleid. All dies sind gültige Begründungen. (...) Dennoch baut dieser Einsatz für die Christen grundlegend auf dem Glauben an den Gott Jesu Christi auf. Er ist eine theozentrische Option und eine prophetische Option, die ihre Wurzeln in das Sich-Schenken der Liebe Gottes schlägt und von ihr gefordert wird. (...) Der Arme soll den Vorrang erhalten, (...) weil Gott Gott ist. Die ganze Bibel ist durchdrungen von der Vorliebe Gottes für die Schwachen und Misshandelten der menschlichen Geschichte. (...) Theologisch würden wir sagen, dass, wenn der Andere und – beson-*

ders anspruchsvoll – der Arme Vorrang haben müssen, dann aus dem Geschenktsein heraus – weil es notwendig ist zu lieben, wie Gott liebt. Geben also nicht als Vergütung dessen, was man erhalten hat, sondern weil man liebt. 'Gott hat uns zuerst geliebt', sagt uns Johannes (1 Joh 4,19). Christsein bedeutet, auf diese Initiative eine Antwort zu geben“ (G. Gutiérrez/G.L.Müller, An der Seite der Armen. Theologie der Befreiung, Augsburg 2004, 119-121). Und dies zu tun in dem Bewusstsein: *„Wir wissen, dass wir aus dem Tod in das Leben hinübergegangen sind, weil wir die Schwestern und Brüder lieben. Wer nicht liebt, bleibt im Tod.“* (1 Joh 3,14)

Ich finde in diesem Zitat den *Grundimpuls des Gasthauses*, so wie ich ihn verstanden habe, sehr gut widergespiegelt. Das ist der Grundimpuls: *„Wenn der Andere und – besonders anspruchsvoll – der Arme Vorrang haben müssen, dann aus dem Geschenktsein (des Lebens und des Glaubens) heraus – weil es notwendig ist zu lieben, wie Gott liebt.“*

Auf solchem Hintergrund wird verständlich, warum das Gasthaus auf seinem Flyer unübersehbar stehen hat einen Grund-Satz von Martin Buber: *„Alles wirkliche Leben ist Begegnung.“*

Dieser Satz ist eine Einladung, ist ein Wort für Präsenzarbeit in der Stadt: der Wunsch nach Begegnung, die Einladung zur Begegnung in der Gastkirche und im Gasthaus – lokal praktisch konkret – aber mit weltweitem Horizont.

3. In der Stadt präsent sei

Es ist in meinem Beitrag zur Laudatio unmöglich, all das Engagement aufzuzählen, mit dem das Gasthaus in der Stadt Recklinghausen Präsenz zeigt. Ich muss auswählen. Aber es gibt eine Skizze, wo alle Engagementfelder aufgezeichnet sind – unter EINEM Dach - mit vier Säulen bzw. Akzenten: Spiritueller Akzent, Sozialer, Pastoraler und Solidarisch-politischer Akzent. (s. Gasthaus-Skizze aus Juli 2011) Ich möchte im folgenden aufzeigen, welche Haltungen ich dahinter entdeckte. Ich beziehe mich auf eigenes Erleben und auf das, was in der Reflexion über die Arbeit des Gasthauses von den dort Arbeitenden selbst verschriftlicht worden ist.

An erster Stelle ist zu nennen: *Präsenz durch Gastfreundschaft*. Das Gasthaus will „auf neue Art Kirche sein“. Ein Leitspruch auf der Homepage ist dem Propheten Hosea 10,12 entnommen: „*Nehmt Neuland unter den Pflug!*“ – Und der Kontext des Hosea sagt weiter: „Es ist Zeit, den Herrn zu suchen! Dann wird er kommen und euch mit Heil überschütten.“ Welch ein Programm-Satz! Ich nehme wahr: *Hier wird Diakonie gestaltet und gelebt statt Pastoral*. Als großes Signal -mit Blick auf die Herausforderungen der Stadt- wird gesendet: *Menschen in vielfältiger Armut und Not werden als Gäste empfangen*. Und damit wird an eine 600 Jahre alte Tradition erinnert, die auf neue Weise fortgeführt wird. Das ist stadtbekannt in Recklinghausen; ich konnte es selbst bei einem Besuch vor Jahren erfahren – durch einen Polizisten: „Wenn nichts mehr geht in der Stadt – geht es im Gasthaus.“

Gastfreundschaft (so verstehen sie es im Gasthaus) ist „*die Reaktion auf die Not eines Menschen, der nicht weiß, wo er schlafen soll, der nicht weiß, wo er akzeptiert wird, so wie er ist, wohin er seine Ratlosigkeit ausschütten kann, wohin er mit seiner Verzweiflung gehen kann, wohin er sich wenden soll und nicht abgewiesen wird.*“ (B. Lübbering, Gastkirche – Gasthaus: Gemeinde Jesu – mitten in der Stadt 1978-1998, S. 112) Um eine Zahl zu nennen: 10.000 Essen pro Jahr werden ausgegeben. Und solches an sieben Tagen der Woche; gerade an Wochenenden ist es oft sehr voll, weil andere Orte geschlossen haben.

Die Leute im Gasthaus haben sich vom Philosophen Theodor W. Adorno erinnern lassen: „*Geliebt wirst du einzig, wo schwach du dich zeigen darfst, ohne Stärke zu provozieren.*“ (L. Ernsting, Gasthaus und Gastkirche – eine offene Tür in der Stadt, in: Diakonia 44 (2013) S. 53-55, 55) Das heißt doch: diese gelebte Offenheit und Gastfreundschaft hat viel zu tun mit Partnerschaft, mit Begegnung auf Augenhöhe, mit Teilen, mit Geben und mit Nehmen. Hier werden die Anklopfenden und Fragenden nicht als „Kunden“ oder „Klienten“ angesehen, sondern als Menschen, die etwas Kostbares mitbringen: nämlich sich selbst.

Man kann also im Gasthaus lernen, die Stadt als Ort christlicher Präsenz neu zu entdecken. Man ringt hier um die Fragen des Lebens und gewinnt durch dieses „Mitten-in-der-Stadt-Sein“ eigene Konturen, eine neue

Offenheit und neue Freundinnen und Freunde und SympathisantINNeN. Die Leute im Gasthaus bringen dadurch zum Ausdruck, dass die Stadt nicht ein Ort der Gottesferne und des Unglaubens ist, sondern ein Ort vielerlei religiöser Suche und ein Ort der Begegnung unter den Menschen und mit dem Gott des Lebens. Sie aktualisieren die Aufforderung des Propheten Jeremia an seine Leute in der babylonischen Gefangenschaft: „*Bemüht euch um das Wohl der Stadt...; denn in ihrem Wohl liegt euer Wohl.*“ (Jer 29,7) Das heißt doch: *Suchet der Stadt Bestes, bindet euch in die Stadt ein, lebt mit der Stadt!*



Als eines von vielen Beispielen möchte ich nennen den „Recklinghäuser Tisch für alle“ im Juni 2012. Über 150 Meter lang ist die Kaffee-Tafel auf dem Herzogswall. Das Gasthaus bittet zu Tisch! Der „Recklinghäuser Tisch für alle“ soll ein lebendiges Zeichen für das Miteinander in der Stadt sein. Die Gastkirche als Impulsgeber dieser Aktion hat ein Zeichen für Toleranz und Respekt und gegen Ausgrenzung und soziale Spaltung gesetzt. Das Gasthaus sieht seine Aufgabe darin, mitzuhelfen, dass gemeinsames Leben in der Stadt mehr möglich wird. Es versteht seine

Arbeit als Beitrag zu einer städtischen Gemeinschaftsentwicklung, zu einer Art Politik des ersten Schritts – mit Blick auf die Einwohnerschaft der Stadt, eingeschlossen die 10.000 ausländischen MitbürgerInnen. Die Leute im Gasthaus wollen den ersten Schritt der Annäherung, der Verständigung, der Versöhnung tun, wann immer die Situation es verlangt. *Das ist ein überzeugendes Beispiel für kulturelle Diakonie, ja für interkulturelle Diakonie.*

Hier wird sich nicht verkrochen, sondern in aller Offenheit wird durch alle Engagierten in dieser Aktion –implizit– eine Botschaft selbstbewusst und überzeugt hingehalten, ohne sie bzw. sich selbst aufzudrängen, ohne zu überfallen, ohne ein schlechtes Gewissen zu bereiten. Menschen des Gasthauses bringen sich ins Spiel – als einladende Personen, als Christen; und durch das Kontaktangebot schlagen sie den nach Beziehung und Orientierung suchenden und fragenden Menschen der Stadt ganz praktisch und erfahrbar –quasi nebenbei– den Glauben vor. Sie gestalten vertrauensbildende Maßnahmen.

Sie vertrauen darauf, dass sich Gottes guter Geist inspirierend Geltung verschafft und zu Veränderung, Wandlung und zu einem „Leben in Fülle“ antreibt. Solches Vertrauen ist auch zu spüren, wenn man das Gasthaus besucht: hier erfährt man Zuvorkommenheit, Entgegenkommen und Gelassenheit.

Gott loben, Recht ehren, Gesicht zeigen: so möchte ich die Engagement-Skizze des Gasthauses, kurzfassen:

Gott loben: Es geht um eine spirituelle Befähigung der Menschen und der Mitarbeitenden, die kommen: deshalb Gebet, Gottesdienste, vielerlei Lob Gottes – auch durch Gesang: und dies gerade wegen des „Umsonst“ des Glaubens, wegen seiner Bedingungslosigkeit. Es geht dabei nie um erbrachte Leistungen und eingeforderte Gegenleistungen; hier ist Wesentliches von Jesu Gott – immer vermittelt über Menschenwort – wirklich absichtslos und bedingungslos zugesagt – an jede und jeden – ohne Unterschied: *Du bist mit allem, was du bist, anerkannt und gutgeheißen, und du bleibst es. Im Bewusstsein aller Grenzen und einer völligen Zufälligkeit und Hinfälligkeit darfst du darauf setzen, unbedingt erwünscht und mit Würde ausgestattet zu sein.*

Recht ehren: Spiritualität ist hier zuallererst Aufmerksamkeit auf die Gesichter der Menschen, ist Blick auf ihre Leiden und auf ihr Glück. Es ist die Erkenntnis der Augen Christi in den Augen der Menschen in Not, der gequälten Frauen, der Menschen, die aus allen Sicherungen herausfallen. Diese Spiritualität lehrt vor allem Fragen: Wer leidet? Warum wird gelitten? Wer macht Leiden?

Gesicht zeigen: Das Gasthaus will in der Stadt zeigen, aus welchen Schätzen ChristINNen leben, welche Schätze sich in der jüdisch-christlich Tradition vorfinden. Ich möchte es so sagen: in Zeiten verlöschender Träume braucht es Erinnerungswerkstätten, in denen wir Menschen an unseren inneren Bildern bauen. Eine besondere Erinnerungswerkstatt sehe ich im Gasthaus und der Gastkirche. Unsere Tradition ist doch Überlieferung der Bilder der Lebensrettung, die Menschen miteinander teilen: - dass das Leben kostbar ist, - dass die Armen die ersten Adressaten des Evangeliums sind, - dass Gott alle Tränen abwischt. Ich nehme wahr, dass im Gasthaus und durch das Gasthaus Menschen in ihren Träumen und in ihrem Gewissen gebildet werden.

Das Handeln durch Präsenz speist sich aus dem Wunsch heraus, mit anderen in Beziehung zu treten, um gemeinsam nach einem Mehr an Leben zu suchen: entgegenkommend und zuvorkommend. In Beziehung zu treten setzt ein Sich Öffnen, ein Heraustreten, ein Verlassen des eigenen Kreises voraus. Es braucht die Offenheit, sich durch andere herausfordern und vielleicht auch verändern zu lassen. Dabei entdecke ich eine Grundlinie, die wesentlich Haltung und weniger Methode ist. Worum geht es konkret?

- Menschen absichtslos begegnen zu wollen, darauf zu verzichten, sie bekehren oder belehren zu wollen, sondern mit ihnen einen Weg zu gehen und gleichzeitig von ihnen lernen zu wollen;
- Menschen zu begleiten, den eigenen Sehnsüchten nachzuspüren und sich in solchen Begleitungskontakten ebenfalls als hilfsbedürftig, als sehnsüchtig, als im gleichen Boot sitzend zu erkennen: Solange ich mein Gegenüber zu einem Objekt meiner Arbeit, zu einem Empfänger meiner „Dienstleistungen“, meiner Nächstenliebe mache, erreiche ich fast nichts und bin selbst sehr schnell am Ende;

- Menschen nicht binden zu wollen: In erfahrener Offenheit binden sich die Menschen selbst;
- Menschen und die Wege, die sie in ihrer Suche bisher gegangen sind, ernst zu nehmen und diese Wege zu würdigen mit allen Bruchstellen, Hoch- und Tiefpunkten: Menschen kommen oft über Umwege, und ihre Lebensuche hat sie oftmals mit anderen Orientierungen, mit anderen Religionen, mit (innerem oder äußerem) Kirchenaustritt in Berührung gebracht;
- letztendlich sich selbst zu verbünden mit der Sehnsucht der Anklopfenden, ihrer Suche nach mehr Leben.

Zusammenfassend und auf den Punkt gebracht lässt sich in meiner Wahrnehmung nachfolgende Grundhaltung im Gasthaus vorfinden: „Überall dort also, wo wir zu einer bedingungslosen Zusage, zu einem absichtslosen Interesse am anderen fähig sind und unsere Präsenz, unser Engagement versprechen, ohne zu wissen, ob es uns der andere lohnen wird und ohne etwas von ihm oder ihr zu verlangen, sind wir – ob als einzelne oder als Gemeinschaft und als Kirche – missionarisch“, das heißt übersetzt: wir sind „auf Sendung“. (Hadwig Müller, „Geistliche Gemeinschaften“ im Dienst der Kirche – zur Unterscheidung der Geister. Manuskript eines Statements in der KHG-Bonn am 5.6.2007, S. 2) Das ist gelebte Diakonie als Antwort auf die Herausforderungen der Stadt.

Norbert Mette hat bereits 1991 in der Jesuiten-Zeitschrift *Orientierung* das Gasthaus mit Stichworten charakterisiert, die aus der französischen Basisgemeinden-Bewegung kommen. Er spricht von „*Accueil*“, was Empfang, Aufnahme meint; dann von „*Partage*“, dem Teilen, Teilgeben und Teilnehmen am Sein und Haben des anderen. Von beidem war bereits viel die Rede.

Und dann erwähnt er drittens die „*Gratuité*“ – „eine Dankbarkeit als Antwort auf das Geschenk des Lebens. Diese Haltung durchbricht den Regelkreis von Leisten und Haben, Kaufen und Konsumieren. Heilvolles Miteinander kann nie aus eigenen Kräften produziert werden, sondern wird letztlich verdankt“. Wo das erfahren werden kann, wird auch neuer Umgang miteinander und mit der Zeit möglich und eine neue Aufmerksamkeit für ein Durchscheinen Gottes. „Die Grundüberzeugung vom

geschenkten Leben findet ihre besondere Manifestation in Feier und Fest als dankbarem Ausdruck dafür, daß das Leben unverzweckbar ist.“ (N. Mette, *Gastkirche* – mitten in der Stadt, in: *Orientierung* 55(1991)73-76)

Gasthaus Heilige-Geist-Str. 7, 45657 Recklinghausen <small>Tel.: 0236123273 Internet: www.gastkirche.de E-mail: info@gastkirche.de</small> Gastkirche Gasthausrat			
Spirituelle Akzent	Sozialer Akzent	Pastoraler Akzent	Solidarisch-politischer Akzent
offene Kirche für Stille, Gebet, Besinnung Gottesdienst – Eucharistie – Themengottesdienst – Taizé (+ St. Peter) – Meditative Stille - Gottesdienst – Drogentote (+ DROB) 10 Minuten Andacht Friedensgebet Rosenkranz (Ok.) Andachten Pilgerstation Exerzitien auf der Straße Besinnungstage Compassio-Projekt Kirchenmusik, Gruppen	tägliches Essen für Arbeits- und Wohnungslose – Duschen / Waschen – Kleiderkammer – Meldeadresse – Arzt/ Tierarzt – Monatsausflüge – Obdachlosenwallfahrt – Offene Weihnacht 5 Gastzimmer Büchertisch – Bücher-/Trödelmarkt Hartz IV Gruppe Drogensuppe (+ DROB) Sozialberatung Gefängnisgruppe Gräberpflege Lebensbaum (+SKF) (Tafelladen) Aids-Gruppe (+KGA)	„Das Offene Ohr“ Täglicher Gesprächsdienst Trauerarbeit Spirituelles Fasten Glaubensgespräche Meditation Beichtangebot Erwachsenenfirmkurs Pastor. Liturgische Dienste in besonderen Situationen (Taufe, Tod, Segen) seelsorgl. Einzelbegleitung Auf-/Wiederaufnahme Frauengesprächskreis Pilgerangebote Netzwerk Citypastoral Frieden	EINE-Welt-Arbeit Kontakte nach Indien, Peru, Mexico, Honduras, Guatemala, Brasilien, Dominikanische Republik, Namibia, Aktion „Zehnter“ Friedensgebet Pax Christi Soziales Forum Bedingungsloses Grundeinkommen Flüchtlingskreis Second-Hand-Shop Dortmund Str. 122b „EINE-WELT“-Laden Steinstraße 1
<small>Brüdergemeinschaft der Constanzer / Hilftroper Missionsschwester / Franziskanerinnen / Bistum / St. Peter / Gasthaus-Stiftung / St. Peter (Stiftung) / Gasthaus-Stiftung / Solidarisches Handeln e.V. / Team</small>			
Evangelium Jesu Christi <small>Juli 2011 7.30 Uhr Morgengebet / 12.15 Uhr Andacht/Gottesdienst / 18.15 Uhr Andacht/Gottesdienst</small>			

Mit dem Wunsch zur Erfahrung solchen Getragenseins und solcher Dankbarkeit in Gemeinschaft, zu der das Gasthaus so vielfältig einlädt, möchte ich schließen. Ich habe nur einen kleinen Ausschnitt dessen aufzeigen und würdigen können, wofür das Gasthaus mit all seinen Menschen steht und was es leistet – umsonst: bedingungslos und absichtslos. Ich gestehe offen, dass ich seit vielen Jahren aus dem Norden Oldenburgs das Gasthaus im Blick habe und dass ich viel an Inspiration von dort habe bekommen dürfen. Und ich bezeuge allen im Gasthaus, den dort Wohnenden und Arbeitenden und den so vielen vielen Ehrenamtlichen, meinen hohen Respekt vor allem Engagement – und dies seit nun mehr fast 35 Jahren.

Pax et bonum!

PAX CHRISTI-Mitglied Klaus Hagedorn ist Pastoralreferent am Forum St. Peter in Oldenburg

Ludger Ernsting / Sr. Judith Kohorst

Dankworte des Preisträgers

Ich kann dazu nur stellvertretend etwas sagen – und werde es auch nicht allein tun, weil dieser Preis ganz vielen einzelnen – mit ihren Gesichtern – gilt: allen, die Gastkirche und Gasthaus als Ort von Leben, Begegnung, Glaube und Solidarität gestalten.



Man muss nicht jeden Preis annehmen – aber über diesen Preis haben wir uns gefreut!

Daher gilt Pax Christi, Münster – Euch /Ihnen unser Dank; im besonderen heute Euch namentlich: Veronika Hüning und Ernst Dertmann

Dir, Ferdi, für die Worte der Laudatio und Dir, Klaus, für die „mehr als Anmerkungen“ zur Citypastoral. Danke für Eure Wahrnehmung und Eure Impulse.

Dieser Preis freut

1. weil er die in den Blick nimmt, die bei uns ein- und ausgehen und von denen gesellschaftlich viele nicht selten übersehen, gemieden, ja geschnitten werden: die Freunde von der Straße und diejenigen, denen es – aus welchen Gründen auch immer – nicht gut geht.
2. weil er die in den Fokus nimmt, die sich am Gasthaus engagieren für ein Miteinander in der Gesellschaft und/ oder an der Gastkirche für einen Glauben, der im Bezug zu einem Prozess „ständigen Aggior-namentos“ zu stehen versucht – und die, die diese Arbeit wesentlich

mittragen als Ordensgemeinschaften (die Canisianer, die Hiltruper Missionsschwestern und die Lüdinghäuser Franziskanerinnen), als Freundeskreis, als Bistum, als Bürgerinnen und Bürger.

3. weil er sehen lässt, was hier bewegt wurde von denen, die hier für den Ort Impulse gesetzt haben im Sinne eines Profils– damit meine ich alle, die in der zurückliegenden Zeit dem Ort Gesicht gegeben haben – ob ehrenamtlich oder als Mitglieder der Ordensgemeinschaften: einige sind heute auch hier und das ist schön. Besonders möchte ich ein Gesicht beim Namen nennen – ohne den das Gasthaus und die Gastkirche – so wie sie heute da sind – nicht denkbar wären: Bernhard Lübbering.

Dir ,Bernhard, an dieser Stelle ein besonderer Dank. Der Preis ist wesentlich „Deiner“ – weil er das „zusammenfasst“, was Deine Sache, Dein Engagement und Deine Spiritualität – über mehr als 30 Jahre war und ist.

Über diesen Preis haben wir uns gefreut, weil er mit einem sehr menschlichen Gesicht der Kirche in Verbindung steht:

jemanden, der kein Intellektueller war, aber ein Wegbereiter, kein geschliffener Theologe, aber ein „Lebemeister“ des Evangeliums, kein Kirchenrechtler, aber ein Gläubiger an die Liebe als „Recht Gottes“, kein Traditionalist, aber jemanden, der treu war im Vertrauen auf Gott und seinen Geist...

Johannes XXIII. und mithin das II. Vatikanische Konzil – haben einen Ort bei uns.

Jedenfalls versuchen wir – auch in dem Wissen, dass es bei uns menschlich, oft allzu menschlich, zugeht und nur mit Wasser gekocht wird – für Gegenwart und Zukunft etwas von diesem Gesicht von Glauben und Kirche mit Leben zu füllen.

Auf dem Hintergrund Johannes XXIII. dazu heute - aus gegebenem Anlass - einige perspektivische Gedanken von Schw. Judith Kohorst und mir zu Worten des Roncalli- Papstes:

(1) „Tradition heißt: das Feuer hüten und nicht die Asche zu bewahren“ - ein Wort Johannes XXIII. (J.K.)

Tradition, das heißt zu realisieren und anzuerkennen, dass wir in unserer Zeit die Weisheit nicht gepachtet haben; dass auch zu anderen Zeiten Frauen und Männer der Kirche Aspekte des Evangeliums gelebt haben – damals wie heute eben nur Teilaspekte, nicht alles.

Wer Tradition aber unverändert bewahren will, wer sie zu buchstäblich nimmt, der schürt nicht mehr das Feuer, sondern sitzt auf der Asche. Ein englisches Sprichwort sagt etwas bissig: Traditionen sind wie Laternenpfähle: sie beleuchten den Weg. Aber nur Betrunkene halten sich daran fest.

Wir Christinnen und Christinnen sind herausgefordert, die Glut unter der Asche zu suchen und das Feuer neu brennen zu lassen. Dazu gehört auch, die Asche beim Namen zu nennen.

Wer sich auf die Tradition – und das heißt auf das Feuer des Evangeliums besinnt, der entdeckt: Gott zeigt überraschende und neue Wege in die Zukunft. Sie zu gehen erfordert Kreativität und Wagemut.

Denn: die brennende Flamme ist nicht nur anheimelnd und gemütlich, sondern beleuchtet auch das Unrecht, das geschieht, bringt die ins Licht, die zu oft übersehen werden: die Notleidenden und Kleingemachten, die Fremden und Randsiedler der Gesellschaft.

(2) „Unter Atheisten und Kommunisten fühle ich mich oft wohler als unter gewissen fanatischen Katholiken“ - ein Wort Johannes XXIII. (L.E.)

„Wir kommen nicht, um großmütig etwas mitzuteilen, was uns gehört: nämlich Gott. Wir kommen nicht als Gerechte unter Sünder, als Leute, die ein Diplom (und wir ergänzen heute: oder Preis) erlangt haben unter Ungebildete; wir kommen, um von einem gemeinsamen Vater zu reden, den die einen kennen, die anderen nicht... als Menschen, die das Glück hatten, zum Glauben gerufen worden zu sein, ihn zu empfangen... als Gut, das nicht nur für uns da ist, sondern in uns für die Welt hinterlegt ist: Daraus ergibt sich eine ganze Lebenshaltung.“ - Mit dieser Lebenshaltung hat sich Madeleine Delbrel, von der diese Worte kommen, mitten hinein begeben in die areligiöse und mehr oder weniger bewusst

atheistische geprägte Welt der Stadt Ivry in der Bannmeile Paris's – als Mystikerin der Straße.

Darum geht es heute – in einer areligiös geprägten Welt: den Diskurs zu suchen- wenn man so will auf der Straße in Münster/ auf dem Areopag unserer Tage in Recklinghausen; nicht die geschlossene Reihe zu suchen,



die dann schnell fanatisch werden kann – auf jeden Fall sich selbst genügt, sondern das Gespräch mit denen, die so ganz anders denken, fühlen, leben...

Es wäre gut, wenn wir sagen könnten als

Christen, als Gemeinden, als Kirche...- wir haben Freunde unter denen, denen der Glaube nicht selbstverständlich ist, vielleicht völlig fremd, befremdlich, ja feind.

(3) „Ich bin kein bedeutender Papst wie meine Vorgänger, ich bin kein schöner Papst - seht nur meine Ohren an -, aber ihr werdet es gut bei mir haben.“ (J.K.)

Es geht für uns als Christen nicht darum, bedeutsam zu sein oder nach Außen immer gut dazustehen. Es geht nicht darum, eine gute Figur zu machen. Nicht künstlerisch ausgestaltete Kirchen und ästhetisch schöne Gottesdienste sind das Wichtige, sondern es geht ganz schlicht und ergreifend darum mitzuhelfen, dass es „die Menschen gut haben“, besonders die Armen und Bedrängten.

Aber auch beim Helfen darf es nicht darum gehen, gut herauszukommen. Eine Beziehung auf Augenhöhe ist angesagt, nicht Mildtätigkeit von oben herab.

Eine kleine Anekdote über Johannes XXIII. macht das sehr deutlich. Johannes redete gern mit den Angestellten, so heißt es, und so kam er auch schnell darauf, dass diese im Vatikan miserabel verdienten. Er ordnete eine Gehaltserhöhung an. Als man ihm sagte, das ginge nur auf Kosten der Mildtätigkeit, erwiderte er: Dann müssen wir sie eben verringern. Gerechtigkeit geht vor Mildtätigkeit.

(4) „Wer wie ich verschiedene Kulturen miteinander vergleichen kann, der weiß, dass der Augenblick gekommen ist, die Zeichen der Zeit zu erkennen, die von ihnen gebotenen Möglichkeiten zu ergreifen und in die Zukunft zu blicken“ - ein letztes Wort an dieser Stelle von Johannes XXIII. (L.E.)

Es ist ein bleibender Auftrag, die Zeichen der Zeit zu erkennen und „Zukunfts-perspektivisch“ auf dem Hintergrund der Zeit und des Evangeliums zu handeln.

Die weit geöffnete und noch immer weiter sich öffnende Schere zwischen ganz arm und ganz reich ist - nicht nur trotz geschöntem Armuts-/Reichtumsbericht unserer Regierung- ein Skandal in unserer 1. Welt, vielmehr noch global in der Einen Welt. Die Textilarbeiter/Innen in Bangladesch / Indien / China schufteten unter tödlichen Bedingungen – etwas, was auch Wirtschaftler global nicht mehr ignorieren können. Und hierzulande fällt jeder dritte Hartz IV Bezieher unter diese Regelung, weil der reguläre Lohn bei ihm nicht reicht. Wirklichkeiten, die selbst Teile der FDP einen Mindestlohn fordern lassen. Gleichzeitig wächst das Kapitalvermögen – hier und weltweit -einzeln und sog. Kapitalgesellschaften ins Unermessliche.

Dieses Unrecht muss benannt, bekämpft und gewendet werden.

„Christinnen und Christen können das Brot am Tisch des Herrn nicht teilen – ohne auch das tägliche Brot zu teilen.“ So bringt es der neue Pastoralplan in unserem Bistum auf den Punkt.

Es gilt für unsere Kirche neu - im Geiste des Katakombenpaktes - eine „Mystik der Compassion“ als Alltagsmystik zu verorten. Es geht, so Johann Baptist Metz, um eine „Gottesleidenschaft, die sich als Mitleidenschaft erfährt und bewährt“.

„Empört Euch“ – „Engagiert Euch!“ (Stephane Hessel, Streitschrift) - möchte ich zu sagen wagen mit den Worten Stephane Hessels, damit nicht nur morgen, sondern auch heute „Leben“ möglich wird – für viele Menschen: ob in Bangladesch, Honduras ... oder hierzulande. Es scheint mir -mehr denn je - ein wichtiger christlicher Aspekt zu sein – das soziale Gewissen zu bilden, wach zu halten, einzubringen.



Eine „Mystik der offenen Augen“ lässt uns auch sehen, wo ein „innerkirchlicher Geist des theologischen Narzissmus“ - wie der neue Bischof von Rom, Papst Franziskus, sagt - überwunden werden will und wo der damit einhergehende Blickwechsel auch das entdecken lässt, was kreativ und geistlich verantwortet neu angegangen werden will, weil es sich in unserem Kulturkreis im Heute der Glaubensgemeinschaft als Fragestellung und Handlungsfeld ergibt.

Ich denke etwa an die Verbürgerlichung einer reichen Kirche/ an die veränderte Rolle der Frau im Glauben/ an die geschieden- wiederverheirateten Mitchristen und ihre rechtliche Situation in der Kirche/ an die Menschen in der Vielfalt sexueller Orientierung im Volk Gottes/ an eine Ökumenesehnsucht an der Basis der Kirchen und an die Verdunstung von Glaubenserfahrung, weil Strukturen geschaffen werden oder worden sind, die kaum noch Gemeinschaftserlebnisse, Glaubensbegegnung und wirkliche Gotteserfahrung als Gemeinde, die Glauben und Leben miteinander teilt, ermöglichen.

Hier gilt es mutig, ehrlich und offen – das zu benennen, was verdunkelt und beschädigt, dass „die Welt Gottes voll ist“ - wie Alfred Delp prägte.

Die Kirche – die uns einschließt – steht im Dienst an der Lebendigkeit Gottes und am Leben der Menschen.

Dafür haben wir – wo und an welchem Ort auch immer – einzustehen. Und dazu wünsche ich uns allen – in vielen kleinen und manchen großen Schritten – Zukunftsmut.

Der Preis ist uns eine Ermutigung dazu: Danke

Und ich hoffe, dass er auch für viele andere eine „Anstiftung“ an ihren Orten ist - zu diesem Zukunftsmut.

PAX CHRISTI-Mitglied Pfr. Ludger Ernsting und Sr. Judith Kohorst gehören zur Kommunität der Gastkirchengemeinde in Recklinghausen

Christel Bußmann

Eindrücke zur Verleihung des Johannes XXIII.- Preises an das Gasthaus und die Gastkirchengemeinde, Recklinghausen



Die Preisverleihung fand statt im neuen Saal des Franz-Hitze-Hauses in Münster, der nach Oscar Romero benannt ist. Mit welcher Anteilnahme und Freude dieser Preis entgegengenommen wurde, zeigte sich darin, dass allein aus dem Umfeld des Gasthauses zwei Busse mit etwa 100 Menschen angereist waren. Der Saal war gesteckt voll. Begleitet und aufgelockert wurde die Veranstaltung durch wunderbare Lieder des Gospel-Chores unter der Leitung von Andrea Möller und einige Instrumentalisten.

Nach der Begrüßung durch die Geistliche Beirätin Veronika Hüning und der Vorstellung des Preises durch den Friedensarbeiter Ernst Dertmann, in dieser Ausgabe dokumentiert, folgten die beiden Laudatio-Reden, beide in diesem Heft wörtlich dokumentiert. Beide hoch qualifiziert und mit viel Empathie vorgetragen, erforderten sie wegen ihrer Länge schon ein hohes Maß an Aufmerksamkeit und Durchhaltevermögen bei den Zuhörern und Zuhörerinnen.

Die SprecherInnengruppe überreichte anschließend den Preis - eine Büste des Johannes-Papstes und eine Urkunde - stellvertretend an die beiden Hauptamtlichen des Gasthauses Schwester Judith Kohorst und Pfarrer Ludger Ernsting.

Nach den bewegenen Dankesworten des Preisträgers, ebenfalls in diesem Heft dokumentiert, begann zum Abschluss der Veranstaltung ein

Wortgottesdienst. Kernstück waren eindrucksvolle Glaubenszeugnisse von einigen Menschen, die dem Gasthaus eng verbunden sind.

Da war zunächst Pfarrer Bernhard Lübbering, der als Mitgründer und Inspirator des Hauses mit lang anhaltendem, dankbaren Beifall bedacht wurde. Er erzählte zum Beispiel von Willi Vehac, der seine letzten Jahre



neben dem Gleisbett der Bahn verbrachte und dort von niemandem fortzubewegen war. Mit Willi philosophische Gedanken über das Leben austauschen, das ging, so Bernhard Lübbering, „aber ich musste akzeptieren, dass da einer ein ganz anderes Lebenskonzept hatte.“



Er erinnerte auch an Ingeborg Roel, eine der ersten Mitarbeiterinnen des Gasthauses, die später viele Jahre „Frauen am Lohtor“ Obdach und Zuwendung bot.

Zum bunten Bild der Freunde des Gasthauses gehörte auch Olaf

Schweda, ein Mann in schwarzer Lederkleidung, der mit viel Charme seine Bindung an das Gasthaus so beschrieb: „Ich bin für alles zu haben.“

Oder Birgit Drepper- Zöpfgen, die über die Unzufriedenheit mit der Kommunionvorbereitung ihrer Kinder in ihrer Heimatpfarre zum Gasthaus kam und sich schnell wohl und angenommen fühlte. Sie ist dankbar für die Menschen des Gasthauses, für „ihre Gastfreundschaft

und Warmherzigkeit, ihre Fähigkeit, Menschen für finanzielle und tätige Mitarbeit zu gewinnen...



Die Sorge um Weltprobleme und die Hoffnung auf Verbesserung gehören für mich genauso zum Christsein wie Freundschaft, Freude und gemeinsames Feiern.“

Der unkonventionelle Gottesdienst mündete in eine Agapefeier mit einem Stück Brot und einem Schluck Wein.

Aus Barmherzigkeit mit den Fußballfans - so Ludger Ernsting verschmitzt - wurden Teile des Wortgottesdienstes gekürzt, weil am Abend das Championsleague-Spiel in London im Fernsehen übertragen wurde und manche ja einen weiten Heimweg hatten.

Leider fiel deswegen auch das Beisammensein am Schluss etwas kurz aus...

Christel Bußmann ist PAX CHRISTI-Mitglied in Marl

Ferdinand Zerbst

Ansprache beim Empfang der Gastkirchen-Gemeinde im Rathaus zu Recklinghausen anlässlich der Verleihung des „Johannes XXIII.-Preises“ durch PAX CHRISTI im Bistum Münster

8. Juli 2013

Bei der Preisverleihung im Franz-Hitze-Haus durch den PAX-CHRISTI Diözesanverband habe ich Sie, meine Damen und Herren, spontan im Namen von Bürgermeister Wolfgang Pantförder eingeladen.

Warum?

- Wir haben uns alle, Rat, Verwaltung und Bürgerschaft der Stadt Recklinghausen über diese Auszeichnung gefreut,
- gefreut mit Ihnen und für Sie,
- gefreut aber auch für uns, denn es sind die Einwohner und Gäste unserer Stadt, denen Ihr außergewöhnliches Engagement zugute kommt.

Bei der Preisverleihung in Münster wurde Ihr Engagement sehr ausführlich und zutreffend hervorgehoben. Ich habe deshalb nicht viel gesagt und sagen müssen, sondern sie eingeladen, eingeladen zu kurzer Rede und schöner Feier in unserem Rathaus.

Auch heute möchte ich vor allem einen „verborgenen Schatz“ reden lassen. Er steht neben mir, stammt aus dem Depot unserer Städtischen Kunsthalle und war – soviel ich weiß – seit Jahrzehnten nicht mehr öffentlich zu sehen.

Und dabei hat er soviel zu sagen:

- über Papst Johannes XXIII.,

- über das Konzil und
- über die Gastkirchengemeinde:

Das Kunstwerk wurde vom italienischen Künstler Floriano Bodini geschaffen. Der Bildhauer lebte von 1933-2005 und hat zahlreiche Großskulpturen v.a. in Italien hinterlassen, so z. B. in Brindisi, Cremona, Loreto, Mailand, Parma, im Petersdom und der Lateranbasilika in Rom.



Seine größte Außenskulptur in Deutschland entstand 1998 vor dem niedersächsischen Landtag in Hannover. Dort entwarf er ein „Denkmal der Zivilcourage“. Es ehrt die berühmten „Göttinger Sieben“, die Professoren der Universität Göttingen, die sich 1837 gegen die Aufhebung der Verfassung durch den damaligen König von Hannover protestierten. Diese mutigen Männer, darunter die Germanisten Jakob und Wilhelm Grimm, riskierten damit ihre Ämter und wurden des Landes verwiesen.

Wer sich mit dem Leben von Angelo Giuseppe Roncalli, Johannes XXIII. beschäftigt, wird viele Szenen von Zivilcourage, spontaner und herzlicher Menschlichkeit ohne Angst vor den möglichen Folgen finden.

Floriano Bodini wurde in Hannover als Bildhauer ausgewählt, weil er als Künstler keinen exklusiven Ansatz vertritt. Kunst darf nicht nur wenigen „angeblich Eingeweihten“ verständlich sein, die deswegen die „Übersetzung“ und „Auslegung“ für das gemeine Volk zu monopolisieren versuchen. Bodini vertritt einen inklusiven Ansatz: Kunst muss für das Publikum verständlich sein, das sich mit seinen Alltagsproblemen und –nöten in der Formensprache der Kunstwerke wiederfindet.



Damit ist der Künstler Floriano Bodini den Anliegen und dem pastoralen Selbstverständnis des Seelsorgers und Papstes Johannes XXIII. sehr verwandt. Dessen Intention, die „Fenster weit zu öffnen“, die Botschaft des Evangeliums in Verkündigung, im Gottesdienst und im Engagement unmittelbar erkennbar, erfahrbar und lebbar zu machen, ist bei der Preisverleihung in Münster vielfach angesprochen worden.

Und sie ist deshalb so intensiv angesprochen worden, weil Sie als Gastkirchengemeinde genauso Kirche in unserer Stadt leben.

Johannes XXIII. hat die Fenster weit geöffnet durch die Einberufung einer Weltversammlung, des II. Vatikanischen Konzils. Das ist übrigens

der Titel des Kunstwerks: „Das Konzil“ hat der Künstler diese Bronze-Skulptur 1963 genannt.

Die dynamische Atmosphäre dieses Konzils, dieser katholischen Weltversammlung, wird künstlerisch in einem bemerkenswerten Spannungsfeld ausgedrückt: Eine sich auftürmende Menschengruppe, von fern fast monolithisch gebirgig anzusehen, erweist sich beim näheren Zusehen als lebendig, bewegt und schwungvoll.

Im Zentrum – je nach Betrachtungsweise - gewissermaßen dem „Auge des geistlichen Orkans“ oder auf dem Gipfel der Berggruppe hat der Künstler die Gestalt des Konzilspapstes Johannes XXIII. platziert.

Anders als PAX CHRISTI in Münster es bei der Überreichung einer Büste getan hat, darf ich Ihnen diese anregende Darstellung des Roncalli-Papstes nicht überreichen. Sie gehört unserer Kunsthalle und damit der ganzen Bürgerschaft. Aber ich darf Sie einladen, sich von der künstlerischen Auseinandersetzung mit dem Johannes XXIII. und dem Konzil beeindrucken zu lassen.

Mit diesem Griff in unsere verborgene Schatzkammer möchte die Stadt Recklinghausen Ihnen nicht nur gratulieren, sondern sich auch bei Ihnen bedanken.

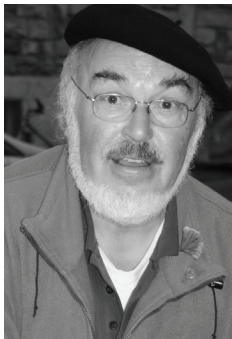
Bedanken bei der Kommunität aus Priester, Ordensschwestern und -brüdern und bei den vielen ehrenamtlichen Gruppen, die seit 1978 in dieser Weise die über 600 Jahre alte Tradition des Gasthauses mit neuem Leben erfüllt hat.

Recklinghausen dankt Ihnen für diesen offensichtlichen Schatz an Menschlichkeit, Gastfreundschaft, Gottes- und Menschenliebe mitten in unserer Stadt.

Ferdinand Zerbst ist erster stellv. Bürgermeister in Recklinghausen

Ernst Dertmann / Bernhard Lübbering

„Alles was in der Bibel steht, ist wahr“ – ein philosophisch theologisch-pastorales Gespräch



Ernst Dertmann: Lieber Bernhard, als die PAX CHRISTI-Hochschulgruppe vor einigen Jahren bei Dir im Gasthaus war, hast Du das Projekt Gastkirche/Gasthaus vorgestellt. Du bist angefangen: „Meine Lebenserfahrung ist, alles was in der Bibel steht, ist wahr.“ Das fand ich einen starken Start. Also enthält die Bibel „nicht Lesewort, sondern eitel Lebewort, nicht zum speculiren und hoch zu tichten, sondern zum leben und thun dargesetzt!“ (Martin Luther). Erkläre uns Deine Lebenserfahrung!



Bernhard Lübbering: Ja, lieber Ernst, das kann ich mit einem Schriftwort erklären. Als Paulus vor Damaskus von Jesus so getroffen wurde, dass er nicht mehr weiter wusste, sagte ihm Jesus: „Steh auf und geh in die Stadt; dort wird dir gesagt werden, was du tun sollst.“ (Apg 9,6). Dieses Wort hat mich durch die ganze Gasthaus-Zeit begleitet. Als wir (Canisianerbrüder und ich) 1978 Bischof Heinrich Tenhumberg fragten, wohin wir gehen sollten: in das freigewordene Franziskaner-Kloster im ländlichen RE-Stuckenbusch oder in das freigewordene Gasthaus in der City von Recklinghausen, sagte der Bischof: „Geht in die Stadt!“ Das geschah.

Wir hatten zwar einige grobe Vorstellungen, was wir miteinander leben wollten, aber keine klaren Feinziele. Gott hat uns den Weg gezeigt durch die Menschen, die zu uns kamen. Es kamen Obdachlose, Straftentlassene, Trauernde, misshandelte Frauen, religiös suchende Menschen, Menschen

die sich mit uns engagieren wollten. Darauf haben wir uns eingelassen und so entstanden nach und nach die verschiedenen Initiativen und Gruppen. Jesus sagt in der Bergpredigt: „Euch muss es zuerst um sein Reich und um seine Gerechtigkeit gehen; dann wir euch alles andere dazugegeben.“ (Mt 6,33). Das stimmt wirklich! Wir erhielten viele Sach- und Geldspenden, so dass wir immer das hatten, was wir für uns und unsere Gäste brauchten.

E. D.: Darf ich Dich mit einem Gedicht von Bert Brecht „Die Nachtlager“ konfrontieren? „Ich höre, dass in New York / An der Ecke der 26, Straße und des Broadway / Während der Wintermonate jeden Abend ein Mann steht / Und den Obdachlosen, die sich ansammeln / Durch Bitten an Vorübergehende ein Nachtlager verschafft.“

Die Welt wird dadurch nicht anders / Die Beziehungen zwischen den Menschen bessern sich nicht / Das Zeitalter der Ausbeutung wird dadurch nicht verkürzt. / Aber einige Männer haben ein Nachtlager / Der Wind wird von ihnen eine Nacht lang abgehalten / Der ihnen zugedachte Schnee fällt auf die Straße.

Leg das Buch nicht nieder, der du das liest, Mensch. / Einige Menschen haben ein Nachtlager / Der Wind wird von ihnen eine Nacht lang abgehalten / Der ihnen zugedachte Schnee fällt auf die Straße. / Aber die Welt wird dadurch nichts anders / Die Beziehungen zwischen den Menschen bessern sich dadurch nicht / Das Zeitalter der Ausbeutung wird dadurch nicht verkürzt“.

Wenn ich Dich nach dem Resümee Deiner Erfahrungen im Projekt Gasthaus-City-Seelsorge – frage: hat Brecht Recht?

B. L.: Im Gasthaus habe ich 30 Jahre lang mit Obdachlosen zusammengelebt und dabei festgestellt, dass sie so unterschiedlich sind wie die Sesshaften auch. Unser Ziel war es und ist es auch heute noch, die Obdachlosen als Gäste zu empfangen, ihnen Raum, Aufmerksamkeit und Beratung, Essen, Kleidung und die Möglichkeit zur Körperpflege anzubieten, einige konnten auch bei uns übernachten. Diese Angebote wurden und werden unterschiedlich angenommen, so dass wir manchen eine feste Wohnung vermitteln und so aus der Obdachlosigkeit befrei-

en konnten, einige gingen auf das Angebot einer Therapie ein, andere waren damit zufrieden, bei uns eine vertraute Anlaufstelle zu haben. Ein stadtbekannter Obdachloser lehnte alle Wohnungsangebote mit der Begründung ab, wenn ich in meinem Erdloch liege sehe ich nachts die Sterne und nicht eine kahle Decke wie ihr, die ihr im Bett liegt. Das zu respektieren ist nicht leicht, aber notwendig. Von daher mein Resümee: niederschwellige Angebote machen, freundliche Kontakte pflegen, gemeinsam Gottesdienste und Feste feiern, Ausflüge machen und den einzelnen würdevoll wie jeden anderen Menschen in seinen Entscheidungen respektieren. Hinzukommt die politische Arbeit, die darauf abzielen muss, Obdachlosigkeit zu verhindern. Deswegen haben wir immer wieder Kontakte zu anderen Organisationen gesucht, um mit ihnen gemeinsam politisch aktiv zu werden.

E. D.: Versorgte Gemeinde: Fixierung auf Mitgliedschaft, Kirche als Dienstleistung, Angebot und Nachfrage. Das Gegenmodell zur versorgten Gemeinde ist eine diakonische Gemeinde. Darin ist die Verflechtung von Gemeinde und Politik gegeben. Versorgte Gemeinde (Pfarrei) – diakonische Gemeinde (Gemeinde), weil Gemeinde nichts anderes ist als solidarische Praxis aus dem Geiste Jesu heraus - in besonderer Parteilichkeit mit den Armen, Benachteiligt und Ausgeschlossenen. Muss die Kirche eine Kirche der Ausgeschlossenen sein und nicht die Kirche des Ausschlusses wie Jacques Gaillot mal sagte?

B. L.: Du sprichst hier ein umfassendes Thema an. Dazu sind in den letzten Jahren viele Bücher geschrieben, Konferenzen und Tagungen durchgeführt worden. Was soll ich in wenigen Sätzen dazu sagen? Ich kann mich nur auf meine Erfahrung von der Gastkirchen-Gemeinde beziehen. Dort habe ich erlebt, wie auch heute Kirche befreiend, solidarisch und beglückend gelebt werden kann. Bewegt vom Evangelium, haben wir die Türen geöffnet. Menschen (meist Armgemachte, Ausgeschlossene, Marginalisierte) kamen und kommen heute noch mit Fragen, Sorgen, Bitten, Ängsten. Sie sind für uns nicht Klienten, sondern Gäste. Soweit es in unseren Möglichkeiten steht, wird konkret geholfen. Aus diesen Einzelerfahrungen ergaben sich oft Erkenntnisse, die uns veranlassten, öffentlich auf die Probleme hinzuweisen, Kontakt mit politischen Mandatsträgern zu suchen oder beim Bürgermeister oder

Amtsleitern vorstellig zu werden. Als Polizeibeamte Obdachlose nachts mit chemischer Keule vertrieben, haben wir beim Polizeipräsidenten eine Dienstaufsichtsbeschwerde eingelegt.

E.D.: Jeder Pfarrer ist auch ein Lehrender, der seine Lehre haben muss, nicht ein Wissen, das er sich im Laufe seines Lebens erarbeitet hat, das aber mit ihm als Person wenig zu tun hat. Der Lehrende braucht nicht nur Geistesschärfe, Verstand und Wissen. Vielmehr muss er für etwas stehen, muss etwas bezeugen. Es muss erkennbar sein, was zu lieben und was zu verachten ist.

B.L.: Wie ein Arzt braucht auch ein Pfarrer ein gründliches Wissen. Es genügt auch nicht, einige Jahre studiert zu haben. Durch die Praxis und das Zeitgeschehen muss dieses Wissen noch einmal eine erhebliche Erweiterung und Vertiefung bekommen. Es tauchen Fragestellungen auf, die im Studium gar nicht vorkamen. Deswegen habe ich im Laufe der Jahre 4 Zusatzausbildungen (in Gemeinwesenarbeit, Telefonseelsorge, Exerzitienbegleitung und Trauerarbeit) mitgemacht. Ich habe den Eindruck, auch das reicht nicht. Ich bleibe ein Lernender. Wie das durch Studium und Lebenserfahrung Erlernte vermittelt wird, ist m.E. eine Charakterfrage: ob von oben herab belehrend oder auf Augenhöhe hörend und fragend. In dieser Haltung spiegelt sich dann das wieder, wonach du fragst, ob erkennbar wird, was zu lieben ist.

E.D.: Es gibt eine jüdische Legende, in der von 36 Gerechten die Rede ist. Darin wird die Überzeugung deutlich, dass eine Handvoll von Gerechten dafür sorgt, dass diese Welt überhaupt am Leben bleiben kann.



Gehört es Deiner Meinung nach zum Wesen dieser wenigen Gerechten, dass sie an ein festes geschlossenes Glaubenssystem angeschlossen sind. Kann es Gerechte ohne Glauben geben?

B.L.: Weil Gott unbegreiflich und unfassbar ist, darf es m.E. kein geschlossenes Glaubenssystem geben. Da der Taufschein nicht der Ausweis für den Gerechten ist, sondern das faktische Handeln, gibt es für mich selbstverständlich Gerechte ohne einen (kirchlichen) Glauben. Ich kenne mehrere.

E. D.: Ich habe kürzlich eine für mich interessante Meinung gelesen: es sei Ideologie, die Menschheit zu predigen, statt den Menschen zu sehen. Wenn dies ein Gegensatz ist, dann glaube ich, siehst Du den Menschen. Du wirst das wahrscheinlich bestätigen. Meine Frage ist: warum?

B. L.: Die Menschheit kann ich nicht sehen, wohl den einzelnen Menschen. Der einzelne Mensch ist für mich wie ein kostbares Buch mit vielen Seiten. Diese nach und nach zu lesen, ist sehr spannend und bereichernd. Predigen ist da nicht angesagt. Wenn es sein muss, dann bekommt es eine entsprechende Basisfarbe.

E. D.: Ist es richtig, dass die Sprache der Religion die Erzählung ist, das Gebet und das Argument. Welchen Stellenwert hat das für Dich – und wenn „Gott über alles ist, dass man nichts sprechen kann. Drum betest du ihn auch mit Schweigen besser an“ (Gerhard Tersteegen). Gibt es in der Gastkirche/Gasthaus Schweigen?

B. L.: Das Schweigen hatte im Gasthaus-Leben vom ersten Tage an einen festen Platz. Täglich haben wir abends 45 Minuten schweigende eucharistische Anbetung in der Gastkirche gehalten. Durch nächtliche schweigende Anbetung haben wir uns auf Weihnachten und Ostern vorbereitet. Die Initiative dazu ging von der Kommunität aus. Es kamen aber immer Beter und Beterinnen aus der Stadt dazu. Die Gastkirche ist ja ständig offen. Der Wunsch nach Stille und Meditation führte gleich in den Anfangsjahren dazu, dass wir den Dachboden zum Meditationsraum ausbauten. Da finden Zen-Meditation, Yoga, Fasten-Kurse, Chigong-Kurse statt.

E. D.: Von Franz Kamphaus erfahren wir: „Alles Unglück des Menschen liegt darin begründet, dass sie unfähig sind, in Ruhe in ihrem Zimmer zu bleiben. Bei sich zu Hause sein....Schweigen meint nicht bloß, dass ich nichts sage, sondern dass ich die Fluchtmöglichkeiten aus der Hand gebe und mich aushalte, wie ich bin. Schweigend entdecken wir, wie es um uns steht. Wer Gott zubespricht, verschweigt das Wichtigste. Für das Unfassbare ist Schweigen das beredteste Zeugnis.“

B. L.: Dem kann ich voll und ganz zustimmen. Für mich ist das kontemplative Gebet, das Gebet ohne Worte im Schweigen, im Laufe der Jahre immer wichtiger geworden. Silja Walter schreibt: „Hören, warten, schweigen, dasein ohne Gedanken, das wird Meditieren genannt. Aber ich denke, das braucht man gar nicht so zu benennen, da wird leicht alles wieder in ein weitem propagiertes ‚spirituelles Tun und Verhalten‘ hinein fixiert. ‚Meditieren, das kann ich nicht‘, sagt jemand. Musst du auch nicht können. Still sein, mit dir, vor Gott, wo du allein bist, eine kleine Weile, fünf Minuten, das ist alles. Er ist ja da.“ Intensive Tage des Schweigens und der Gottsuche sind Exerzitien. In den letzten Jahren ist es meine Aufgabe geworden, Exerzitienkurse zu begleiten, was für mich eine tiefe geistliche Erfahrung ist.

E. D.: Sehe ich es richtig, dass Beten bedeutet, nicht zu verzweifeln, dass Beten Widerspruch gegen den Tod ist? Dass es bedeutet sich zu sammeln, nachzudenken, Klarheit zu gewinnen, wohin wir eigentlich leben, was wir mit unserem Leben wollen, Gedächtnis zu haben und darin Gott ähnlich zu werden und darin immer mehr dem Menschen ähnlich zu werden, als der wir gemeint waren? Und Deine Meinung? Oder vermisst Du etwas?

B. L.: Vor Gott kann ich alles zum Ausdruck bringen, was mich bewegt: Freude und Dank, Angst und Wut, Klagen und Rachedanken, Bitten und Wünsche. Die Psalmen geben dafür ein sehr eindrückliches Beispiel. Aber zum Beten gehört noch etwas ganz Wesentliches: hören, was Gott mir sagt. Für Johannes vom Kreuz (1542-1591) ist das Schöne am Beten nicht, was wir Gott sagen, worum wir ihn bitten, sondern zu verstehen, was Gott uns sagen möchte. Dafür ist Schweigen, tiefes inneres Schwei-

gen notwendig und die Bereitschaft, lange zu warten. Das ist gar nicht so leicht, wie ich selbst immer wieder feststelle.

E. D.: Ganz frei, so Kierkegaard, sind wir erst, wenn wir „angstlos der Angst entsagen“, das heißt glauben. In der Angst suchen und fliehen wir die Schuld, im Glauben bekennen wir sie. Deshalb kann der angstfreie Geistlose nicht glauben, weil ihn nichts dazu nötigt. Er hält sich weiter an Bomben und Aktien. Gottes bedürfen ist für Menschen größte Vollkommenheit. Ist Glauben Überwindung von Angst in Vertrauen und darauf folgend, Heilung des Menschen bis in die Wurzel seiner Existenz hinein?

B. L.: Das Thema Angst ist sehr komplex und lässt sich nicht einfach mit Glauben und philosophischen Überlegungen lösen. In der seelsorglichen Begleitung bin ich immer wieder Menschen begegnet, die tief im Glauben verwurzelt waren und dennoch unter schrecklichen Ängsten litten; sie waren an Depressionen erkrankt. Da hilft zunächst nicht glauben und beten, sondern fachärztliche Behandlung und verständnisvolle Begleitung. Glauben und Gebet können in der Angst eine große Hilfe sein. Als Kind habe ich einen schweren Bombenangriff mitgemacht. Wir saßen bei Nachbarn im Keller und haben gemeinsam gebetet und geschrien. Das war Golgotha; Gott sei Dank, wir brauchten nicht zu sterben. Dass wir so unsere Angst ausschreien und ausbeten konnten, dafür bin ich heute noch dankbar.

E. D.: Von der früheren Vizepräsidentin von PAX CHRISTI Gisela Wiese hörte ich: „Das ist mir wichtig am Glauben: dass er nicht der Trost für das Jenseitige ist, sondern die Kraft für das Diesseitige“. Wird dann Glaube eine starke Möglichkeit, sich für ein verantwortliches Leben und für andere einzusetzen, und das heißt auch: die Stimme der Opfer zu hören?

B. L.: Das sehe ich etwas anders: der Glaube ist sowohl Trost für das Jenseitige und als auch Kraft für das Diesseitige. Der Glaube sprengt die Mauern des Todes und seiner Komplizen. Er eröffnet mir einen Horizont, der alles Begreifen übersteigt. Das kann mir Mut und Kraft geben, mich hier auf der Erde zu engagieren und mich vor nichts zu fürchten. Dafür gibt es gerade auch in der jüngsten Kirchengeschichte beeindruckende Beispiele. Ich denke an Franz Jägerstätter, der sich geweigert hat, Hitler

durch Kriegsdienst zu unterstützen, und dafür sein Leben hingab. Ich denke an Erzbischof Oscar Romero, der den Mächtigen die Wahrheit sagte und dafür erschossen wurde. Der Blick von Gott her, vom „Jenseits“ macht mich frei, die Leidenden, die Armgemachten, die Opfer im „Diesseits“ zu sehen und mich für sie zu engagieren. In Taizé spricht man von „Kampf und Kontemplation“, aus tiefer Verbundenheit mit Gott für die Menschen kämpfen. Hat das nicht auch Jesus getan?

E. D.: Du weißt, lieber Bernhard, dass ich den Roncalli-Papstes verehere: die große jüdische Philosophin Hannah Arendt hat in einem schönen Essay Papst Johannes XXIII. geehrt und diesen einfachen, stolzen, selbstsicheren Papst als einen Mann beschrieben, dessen Glauben sie als sehr inspirierend fand. Dieser Glaube sei deutlich in dem Ausdruck



gewesen: „Jeder Tag ist ein guter Tag, geboren zu werden, jeder Tag ist ein guter Tag, zu sterben“. Für die Jüdin war Johannes XXIII. der christlichste Papst. Liegt in diesem Denken des Johannes XXIII. auch Deiner Meinung nach ein – oder sogar der - Kern christlichen Denkens?

B. L.: Darüber zu urteilen, ob Johannes XXIII. der christlichste Papst war, steht mir nicht zu. Das kann allein Gott sagen. Für mich war und ist Johannes XXIII. ein Ermutiger. In den Tagen seines Sterbens und am Tag seiner Beerdigung 1963 war ich in Rom und habe „hautnah“ miterlebt, wie er sterbend den Menschen nahe war. Johannes XXIII. lebte aus einer tiefen einfachen Frömmigkeit. Er betete täglich den Rosenkranz. Aus dieser geistlichen Verwurzelung konnte er sich den Menschen und der Welt zuwenden und freundlich Grenzen, auch kirchliche Grenzen angst-



frei überschreiten. Er sah die Situation der römisch-katholischen Kirche und spürte – durch Gottes heiligen Geist –, dass es so nicht weitergehen konnte. Deshalb berief er das 2. Vatikanische Konzil ein. Viele, die heute die Notwendigkeit der Erneuerung sehen, kämpfen mit scharfer Zunge und bringen eine ungute Atmosphäre. Bei Johannes XXIII. geht es nach meiner Meinung nicht zuerst um das Denken, sondern um die Haltung. Ich wünsche uns diese Haltung des „Papa buono“.

E. D.: Von Erich Fromm können wir lernen, dass es nicht darum geht, mehr zu haben, sondern darum, mehr zu sein. Ferdinand Kerstiens interpretiert das so: „Dieses ‚mehr sein‘ meint die Kommunikation unter den Menschen, die Überwindung der Isolation, die der Reichtum immer mit sich bringt. Es meint die Offenheit für andere Werte, die nie zu bezahlen sind, die Offenheit für andere Menschen, die vielleicht nicht ‚mehr haben‘, aber einen inneren Reichtum in sich tragen, an dem ich teilhaben darf, das Gespür für das, was Sinn in mein Leben bringt.“ Entspricht das auch Deiner Lebens- oder soll ich sagen Glaubenserfahrung?

B. L.: Ja, das ist von Ferdinand Kerstiens klug gesagt, aber wie schwer ist es, das im Alltag zu leben. Den MitbürgerInnen mit türkischer Herkunft wirft man oft vor, dass sie hier in einer Parallelgesellschaft leben. Ich habe den Eindruck, dass es viele Parallelgesellschaften gibt, in denen wir leben, und dass die Kommunikation zwischen diesen sehr sparsam ist. Als ich 1974 nach Recklinghausen kam, habe ich zunächst als Hilfsarbeiter in einer Fabrik gearbeitet, um die Welt der lohnabhängigen Menschen etwas näher kennenzulernen. Als die Sirene zum Ende der Pause kreisch-



te, sagte ein Kollege: „Die Stimme des Kapitals ruft uns.“ Welche Abhängigkeit und Untertänigkeit drückt sich darin aus! Mit diesem Lebensgefühl leben nicht wenige Men-

schen. Dieses und anderes Belastende wahrzunehmen, scheint mir zunächst einmal sehr wichtig zu sein. Ein zweiter Schritt wird dann dahin führen, das Wertvolle und Beglückende zu entdecken: die Freude über das gelungene Produkt, die Kollegialität, die Freude am Lebendigen – an Kaninchen, Tauben u.a. Wird das im kirchlichen Leben wertgeschätzt?

E. D.: Wie unterscheidet man einen Christen von anderen Menschen? Kann man sagen: ein Christ ist jemand, der nicht verlernt hat zu warten? Und der anderen ringsum sagen kann: Was du das Leben nennst, ist in Wahrheit ein allmählicher Tod. Was du Freude nennst, ist bestenfalls Vergnügung. Und was du die Normalität nennst, eine grau gestrichene Verzweiflung. So ähnlich sagt es Papst Franziskus vor allem jungen Menschen, wenn er auffordert, zum Wesentlichen des Lebens zu kommen, das eigene Leben zu leben und nicht modernem Schnickschnack hinterherzulaufen.. Kurzum: muss ein Christ sich weigern, das Leben

anzuerkennen, dass man lebt, weil er auf eine Änderung von allem hofft? Denn er hat Worte gehört, die sein Herz berührten und ihn hoffen lassen auf Besseres.

B. L.: Ich bin gegen mies machen. Weil der Glaube mir eine großartige Perspektive gibt, muss ich nicht das, was andere leben und was ich – wenigstens teilweise nicht so leben will oder kann – abschätzig bewerten. Wie unterscheidet man einen Christen von den Menschen sonst, fragst Du. Ein Christ bekennt sich zu Jesus, nicht nur weil er ein wunderbarer Mensch war, sondern weil er aus der tiefsten Mitte des unbegreiflichen Gottes kommt. Wir sagen: er ist Sohn Gottes. Er gibt mir eine Hoffnung, die mich durch dieses Leben und durch den Tod führt. Wenn ich um mich blicke, dann stelle ich fest, dass auch viele Menschen, ohne sich zu Jesus zu bekennen, ganz so leben, wie es dem Geiste Jesu entspricht. Das macht mich froh. Ich warte darauf, dass sich das noch weiter ausbreitet und am Ende der Zeiten durch Jesus Christus vollendet wird. Ein neuer Himmel und eine neue Erde werden dann sein.

E. D.: In einem ihrer wichtigsten Werke „Vita activa oder vom tätigen Leben“ kommt Hannah Arendt schon 1958 zu dem Schluss, dass die Neuzeit den Gemeinsinn, den Sinn für die Erstrangigkeit des Politischen entthront hat. Sie bezeichnet als die modernen gesellschaftlichen Phänomene die Entwurzelung und Verlassenheit des Massenmenschen und den Triumph eines Menschentyps, der im bloßen Arbeits- und Konsumvorgang sein Genügen findet. Inwieweit ist Deiner Meinung nach der Mensch im Arbeiten und Konsumieren wirklich völlig auf sich selbst zurückgeworfen, auf das Biologische sozusagen? Welchen Auftrag müsste Kirche sich eigentlich dann geben?

B. L.: In der Tat wird das Leben für viele Menschen nur von Arbeit und Konsumieren bestimmt. Wer darin aufgeht, ist oft blind und fühllos für das Leben der Menschen, die weder Arbeit noch etwas zum Konsumieren haben. Milliarden Menschen werden nie satt. Verschärft wird diese Problematik dadurch, dass die einen arm gehalten, damit die anderen reicher werden. Welchen Auftrag müsste Kirche sich eigentlich dann geben? fragst Du. Auf diese himmelschreiende Situation hinweisen und Wege zeigen und selber vorleben, wie Gerechtigkeit für alle Erdenbe-

wohner geschaffen werden kann. Papst Franziskus hat das erkannt und erste Akzente in seinem Pontifikat gesetzt.

Was mich bedrückt ist die Tatsache, dass ich selbst in dieses System der weltweiten Ungerechtigkeit und Ausbeutung eingebunden sind. Wo werden die Kleidungsstücke, die ich trage, genäht, unter welchen Arbeitsbedingungen, welchen Lohn haben die Näherinnen erhalten? Diese Fragen müssen wir bei vielen Konsumgütern stellen - einschließlich unserer Handies. An vielen Produkten klebt Blut. Wenn der hiesige Konsument sich das bewusst macht, dann lebt er nicht in „Weltlosigkeit“, was Du ansprachst, sondern mitten in der globalen Welt, die von zunehmender Ungerechtigkeit und Verarmung geprägt wird. Um dem entgegen zu wirken, bedarf es vieler Schritte, meist kleiner Schritte. Auf Anregung von Ingeborg Roel haben wir vor vielen Jahren einen Weltladen, heute sagt man ein Fachgeschäft des fairen Handels, gegründet und führen jährlich die Aktionen „Urlaubs-Cent“ und „Weihnachtszehnter“ für ein Projekt der Gerechtigkeit durch. Ein Tropfen auf dem heißen Stein. Aber immerhin ein Tropfen.



E.D.: Darf ich da Befreiungstheologisches einflechten? „Befreiungstheologie ist ein befreiendes Evangelium nicht nur für die Armen der Dritten Welt, sondern auch für die Christen der Ersten Welt, die die Tiefe der geistlichen Krise im Zentrum des globalen Wirtschaftssystems wahrgenommen haben.“ (Per Frostin) Wovon müssten wir befreit werden?

B.L.: Vom Götzendienst des Materialismus und Konsumismus, von den Götzenfeiern der Event-Kultur, von den Götzenfeiern in den Fußballsta-

dien, von den Götzenfeiern der verdummenden Fernsehsendungen, von den Fressorgien (vom Brunchen bis zu den Grillparties). Befreit werden müssten wir von der Sucht: immer höher, immer schneller, immer weiter, immer billiger, immer leckerer, immer spannender. Doch es hilft nichts, dieses zu sagen oder zu predigen. Entscheidend wird es sein, Erfahrungen anzubieten, die aus der Tiefe des Lebens kommen, für die man nichts braucht außer Zeit und Stille.

E. D.: Im Schöpfungsbericht erscheint die Erde als der Garten des Menschlichen, als der Lebens- und Wirkbereich des Menschen und er selbst als der kooperative Teilnehmer am göttlichen Schöpfungswerk. Er findet die Schöpfung in einer Art Rohzustand vor. Mit dem an ihn ergehenden Auftrag, den Tieren ihren Namen zu geben, ist er dazu bestellt, die Lebewesen in ihre spezifische Funktionalität einzusehen und so die Welt zu vollenden. Daraus folgt dann konsequent die ihm gestellte Aufgabe, den Garten – also die Schöpfung – zu schützen und zu bebauen. Warum hat sich dies nicht gegen die Auffassung durchgesetzt, der Mensch solle sich die Erde untertan machen?

B. L.: Auf die beiden Schöpfungsberichte folgen in der Bibel gleich mehrere Sündenfallberichte (von Adam und Eva, Kain und Abel, durch den Turmbau zu Babel u.a.). Wenn ich das im Hinterkopf habe und sehe, was heute auf der Erde geschieht, dann muss ich sagen: heute geschieht zu gleicher Zeit Schöpfung und Sündenfall, Kreativität und Destruktivität, Aufbau und Abbau. Der Mensch schafft Potentiale des Lebens und des Todes. Erschreckend ist es zu wissen, dass mit den heute vorhandenen Atomwaffen alles Leben auf der Erde zerstört werden kann, wovon heute nur noch selten gesprochen wird. Für jeden Men-



schen müsste sich die Frage stellen: „Wobei will ich mitmachen?“ Vor Jahren haben wir mit dem Schweigen für den Frieden auf dem Markt in Recklinghausen gegen diese todbringende Rüstung protestiert. Leider sind wir heute müde und träge geworden.

E.D.: Mit einem wunderschönen, weil einfachen Gedicht beginnen die POESIE A CASARSA, Pasolinis erster Gedichtband: „Wasserbrunnen in meinem Dorf. / Es gibt kein frischeres Wasser als in meinem Dorf. / Brunnen ländlicher Liebe.“ Ein Gedicht aus wenigen Worten, wie in Stein gemeißelt. Eine Welt, in der die Wörter mit den Dingen noch eins sind, eine Welt ohne Mehrdeutigkeiten und ohne Zwielicht. Pasolini ist eins mit dem Wasser, mit der Erde, und er drückt diese Einheit in drei wesentlichen Bewegungen aus. Er benennt die Erinnerung (Wasserbrunnen) und nimmt sie vorsichtig in Besitz (in meinem Dorf). Dieses Gefühl wird dann zu einer ernsten, kindlich stolzen Feststellung gesteigert. Und dann wird die Metapher des Wassers preisgegeben, vom Brunnen der ländlichen, der reinen Liebe ist die Rede, von der subtilen Sehnsucht nach der Einheit mit dem Wasser der ursprünglichen Liebe, mit der Mutter – mit der Mutter Erde. Aus solcher Sicht heraus entwirft Pasolini seine massive Konsumkritik.

B.L.: Das Gedicht höre ich zum ersten Mal. Mir fällt spontan Franz von Assisi ein. Er hat sich radikal von der Welt des Konsums verabschiedet und als Bettler gelebt. Das konnte er aber nur, weil er eine tiefe Beziehung zu allem Geschaffenen hatte, was er großartig in seinem Sonnengesang zum Ausdruck bringt. Was ihn bewegte, hat er selbst gelebt und war davon so erfüllt, dass er den Konsum gar nicht mehr brachte. Heute habe ich den Eindruck, dass die Konsumwelt zwar kritisiert wird, aber die Kritiker leben selber weiter im Konsum, die einen weit ausschweifend, andere etwas bescheidener.

E.D.: Neben all dem schon Gesagten: Wir leben in einem Klima postmoderner Toleranz, die alle Auffassungen in schieflich-friedlicher Koexistenz gleich gültig lassen möchte. Auch in der Binnenkultur vieler Gruppen ist das gemeinsame Wohlbefinden wichtig – nicht das spannungsvolle Ringen um Inhalte. Gesucht wird der gering mögliche Konsens aufgrund gemeinsamer Betroffenheit, anstatt mit unterschiedlichen Akteuren in

gemeinsamer Arbeit politische Handlungschancen zu entdecken. Ich will mal dagesetzen: Toleranz setzt Verwurzelung voraus. Und nur wenn ich dies an mir selber erfahre, lerne ich es anderen zuzubilligen – ja, es von ihnen zu erhoffen. Ihre Weltoffenheit mir gegenüber setzt auch ihre Verwurzelung voraus. Toleranz blüht nicht in der allgemeinen Gleichgültigkeit. Toleranz, das ist der Respekt vor dem Standort des anderen, den man gewinnt, wenn und weil man selber einen hat. Mich interessiert Deine Meinung!



B.L.: Dem kann ich nur zustimmen. Ich kann es bestätigen aus meiner interreligiösen Dialogarbeit. Seit über 20 Jahren arbeite ich in der christlich-islamischen Arbeitsgemeinschaft (CIAG) in Recklinghausen mit. Dadurch habe ich viele Kontakte zu einzelnen Muslimen und zu mehreren der 9 muslimischen Gemeindezentren in Recklinghausen bekommen. Zweimal waren wir mit einer gemischten Gruppe von Christen und Muslimen in der Türkei, hatten Gespräche, besuchten Moscheen und Kirchen. Der Islam ist für mich kein Buch mit sieben Siegeln mehr, sondern eine lebendige Religion mit einer großen Tradition. Ich erlebe, wie der muslimische Glaube dem einzelnen Halt und Orientierung gibt.

An den großen Festtagen besuchen wir uns gegenseitig und sprechen in Gottesdiensten und bei Gebeten Glückwünsche aus. Auch können wir bei Treffen und einmal im Jahr bei einem gemeinsamen Gottesdienst in Respekt voreinander aus unseren Traditionen beten. Zwischen einzelnen sind Freundschaften entstanden. In diesen verschiedenen Begegnungen erlebe ich gegenseitige Wertschätzung, ohne dass wir etwas von unserem je eigenen Glauben aufgeben. Wohl entdecken wir gemeinsame Wurzeln z.B. in Abraham und das motiviert, die daraus entstandenen unterschiedlichen Traditionen zu respektieren. Diese unsere lokale Erfahrung macht mich für die Tatsache nicht blind, dass es in Welt an vielen Stellen so nicht ist, dass es muslimische Gruppen gibt, die Hass, Terror und Tod verbreiten. Das lähmt uns nicht, sondern lässt uns hoffen, dass es einmal wie in Recklinghausen und auch in anderen Orten überall sein wird.

E.D.: Die Freiheit ist fast ein verfolgtes Wesen in unserem Land. Und dabei ist Freiheit die bloße Selbstverständlichkeit, mit der einer sagt, was er denkt über das, was er sieht. Sie ist nicht Ausgewogenheit, denn nichts ist ausgewogen. Freiheit ist nicht Leisetreterei, sondern Einmischung, Freiheit ist eine einseitige Klärung der Dinge. Ein Friede, der auf sozialer Gerechtigkeit fußt, ist nicht ohne Konflikt und Kampf zu erreichen, nicht ohne Bereitschaft, sich in Widerspruch zu setzen statt mit den Wölfen zu heulen. „Ich bin gekommen, um Feuer auf die Erde zu werfen“ (Lk 12,49). Jesus fordert kämpferisch die „Unterscheidung der Geister“ (1 Kor 12,10).

B.L.: Kampf ja – Fanatismus nein! Jesus hat uns das Gebot der Feindesliebe gegeben. Damit will er nicht sagen, dass wir uns alles gefallen lassen müssen, wohl aber schärft er uns ein, nie zu vergessen, dass der Feind ein Mensch ist, ein Geschöpf Gottes, erlöst durch Jesus Christus. Von diesem Bewusstsein geprägt, kann ich mich dem zuwenden, der anderer Meinung ist, der mich bedroht oder mich gar nicht akzeptieren will. Diese Begegnung darf engagiert, feurig sein, aber nicht respektlos. Dafür gibt es viele Beispiele. Ich denke an Nelson Mandela, der großes Unrecht viele Jahre erliden musste, aber nie sich und andere entwürdigen ließ, dabei immer ein entschiedener Kämpfer für die Gleichheit aller Rassen blieb. Was dafür notwendig ist: die eigene Würde und den eigenen inneren Feind zu kennen und sich damit zu versöhnen.

E.D.: Mir fällt auf, dass die großen positiven Veränderer unserer Zeit sehr spirituell geprägte Menschen waren: Gandhi, Luther King, Mandela, Tutu, Camara, Romero etc. Sie schöpften ihre Identität aus einer spirituellen Quelle. Sie wussten ihre Widerstandsfähigkeit durch biblische Erinnerungen zu kräftigen. Entspricht das dem, was Bonhoeffer sagt, demzufolge nur derjenige zur Identifikation mit den Leidenden gelangen kann, der über eine im messianischen Glauben an Tod und Auferstehung fundierte Identität verfügt?

B.L.: „Identifikation mit den Leidenden“ das ist etwas sehr Anspruchsvolles. Das schreckt mich eher ab, als das es für mich zu einem Ideal wird. Jesus hat sich nicht mit den Leidenden identifiziert. Er hatte Mitleid mit dem Aussätzigen (Mk 1,41), mit den vielen, die hungern (Mt 14,14), mit der Mutter des verstorbenen jungen Mannes aus Nain (Lk 7,13). Im Gleichnis vom Endgericht allerdings wird vom König eine Identifikation mit den Geringsten ausgesprochen (Mt 25,40). Diese steht nur ihm zu. J.B. Metz spricht von „Compassion“ (Mitleidenschaft) und von der „Autorität der Leidenden“. Zu der werde ich geführt – wie ich es verstehe –, wenn ich mit dem einen Auge auf das Kreuz Jesu und mit dem anderen Auge auf die Leidenden unserer Tage schaue. Das führt zum entschiedenen Engagement, wie es Christen zu allen Zeiten gelebt haben und es heute noch tun.

E.D.: Es ist wichtig zu lernen, Gegner zu überwinden, politisch zu schlagen, geistig zu widerlegen. Inwieweit ist es ebenso wichtig, ihm die Chance zu geben, sich zu ändern? Wo siehst Du da Grenzen gegeben? Wie häufig muss ein Mensch enttäuscht werden können?

B.L.: Du bist Friedensarbeiter und sprichst von „überwinden, schlagen, widerlegen“. Das hört sich sehr militant an...

E.D.: ... ach, das ist für mich aber nicht militant!

B.L.: ... Pinchas Lapide spricht von Entfeindungs- und Entfremdungsliebe. Diese zielt „auf die Vermenschlichung beider Parteien, sowohl des Objekts als auch des Subjekts der Verfeindung: des Gehassten, als Zielscheibe meiner ungebändigsten Aggression, die aus ihm einen Sündenbock oder einen Prügelknaben macht, auf den ich all meine Fehler, Schwächen und

Schattenseiten projiziere, bis er zuletzt entmenscht und vollauf verteufelt wird. Indem ich mit dieser gehässigen Falschmünzerei Schluss mache und meinen Gegner einen guten Mann sein lasse, wird er in meinem Hinterkopf ein Mensch wie ich; und zugleich werde ich das ätzende Gift des Hasses los, um wieder liebesfähig und menschenfreundlich zu werden. Letztendlich werde ich mein Feindbild los und er zugleich das seinige, das ich gewesen bin. Nach dieser befreienden Doppel-Entfeindung steht einer vernünftigen Verständigung nichts mehr im Wege.“ Dass das kein einfacher und kurzer Weg ist, dürfte klar sein. Aber es ist ein Weg.

E.D.: Das Reich Gottes ist in der Welt und für sie, aber nicht von ihr. Was ist das Reich Gottes für Dich?

B.L.: Um die Frage zu beantworten, müsste ich ein Buch schreiben. Das haben andere getan und deswegen brauche ich es nicht mehr zu tun. Der Apostel Paulus hat eine kurze und für mich faszinierende Antwort dazu gegeben: „Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, es ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist“ (Röm 14,17). Wo das gelebt wird – von wem auch immer –, da ist Reich Gottes.



E.D.: Stimmst Du Ferdi Kerstiens zu, dass sich die Hoffnung darstellt „im Kampf für die Veränderung der Welt auf die verheißene Zukunft“? Wenn ja, was ist diese verheißene Zukunft für Dich?

B.L.: Auch hier möchte ich mit einem Wort aus unserem (Neuen) Testament antworten. Im 2. Petrusbrief heißt es (3,13): „Wir erwarten, seiner Verheißung gemäß, einen neuen Himmel und eine neue Erde, in denen

die Gerechtigkeit wohnt.“ Auf diese Zukunft sind wir unterwegs. Dafür bereiten wir durch unser Gerechtigkeit schaffendes Arbeiten den Weg, wohl wissend, dass wir eine umfassende Gerechtigkeit nicht erreichen können. Sie wird uns letztlich von Gott geschenkt, der den Erdkreis (auf) richtet in Gerechtigkeit (vgl. Ps 93,13).

E.D.: „Wenn sich das Hoffen im Tun des nächsten Schrittes vollzieht, dann richtet sich das Tun nicht auf die Gerechtigkeit, sondern auf mehr Gerechtigkeit, nicht auf den Frieden, sondern auf mehr Frieden, nicht auf die Liebe, sondern auf mehr Liebe, nicht auf das Leben, sondern auf mehr Leben“ (Kerstiens). Ist das zu bescheiden formuliert oder kann mensch nur so sich Frust ersparen?

B.L.: Das ist nicht zu bescheiden, und es geht dabei auch nicht um Frust-Vermeidung. Es ist realistisch und bewahrt vor Allmachtsdenken, denn der Mensch kann den Frieden usw. nicht herstellen. Er kann nur einzelne Schritte des Friedens, der Gerechtigkeit, der Liebe und des Lebens gehen. Das Letzte kommt – wie gerade schon gesagt – von Gott. In der Theologie spricht vom eschatologischen Vorbehalt, d.h. es wird mit dem Handeln Gottes gerechnet, wodurch alles vollendet wird.

E.D.: Gegen die Art, wie unsere Lebensgrundlagen zerstört, die Armen dem Tod ausgeliefert werden und ein sog. Friede auf der Herrschaft des Wahnsinns aufgebaut wird, ist Widerstand notwendig. Kann man eigentlich nur Christ werden, „in Christus hineinwachsen, indem man in eine Bewegung des Widerstandes hinwächst“ (Sölle)? Widerstand heißt biblisch: Widerstand gegen sich selbst. Und das heißt Umkehr. Umkehr von was und wohin?

B.L.: Im Laufe der vergangenen Jahre habe ich immer wieder Kleinkinder und auch einige Erwachsene getauft. Bei den Taufgesprächen habe ich sehr nachdrücklich darauf hingewiesen, dass es nicht nur um das Bekennen zum dreifaltigen Gott geht, sondern auch um das Widersagen, um Widerstand. Wer sich zum Gott, dem Schöpfer allen Lebens bekennt, der muss allem widersagen, was die Schöpfung zerstört, und Widerstand leisten; wer sich zu Jesus, dem Heiland der Armen bekennt, der muss allem widersagen, was auf Kosten der Armen geschieht, und Widerstand

leisten; wer sich zum heiligen Geist Gottes bekennt, der muss allem Ungeist (des Rassismus, Konsumismus, Terrorismus) Widerstand leisten. Im 1. Petrusbrief (5,9) heißt es: „Leistet ihm (dem Widersacher des Lebens, dem Teufel) Widerstand in der Kraft des Glaubens.“ Das fängt im eigenen Leben an, muss sich unbedingt in die Gesellschaft fortsetzen, damit das Reich Gottes sich immer weiter ausbreitet.

E.D.: Religion ist vor allem auch Widerstand gegen Banalität, wie wir vom Juden und Sozialisten Ernst Bloch lernen können?

B.L.: Um darauf tiefer eingehen zu können, müsste ich wissen, in welchem Zusammenhang Bloch das gesagt hat. Wenn Bloch mit Banalität Oberflächlichkeit, Materialismus, Hedonismus, Konsumismus gemeint hat, wenn er meint, dass Religion in Bürgerlichkeit verkommt und nicht in die Tiefe des Lebens führt, dann könnte ich dem ganz zustimmen. Doch diese Verbindung von Religion und Banalität ruft bei mir noch einen anderen Gedanken hervor: Religion verkommt selbst bisweilen in Banalität. Damit meine ich, dass Gott wie ein lieber Hund nur als lieb gesehen wird. Dass Gott der ganze andere, der unbegreifliche ist, dass er zürnend und dunkel erscheint, das wird nicht gesehen. Wenn Gott wie ein Automat behandelt wird, in den ich einige Gebete und Opfer werfe und dann das herausziehen kann, was ich wünsche, dann verkommt Gott und Religion in Banalität.

E.D.: Darf ich mich mal dem tiefen Brunnen der Vergangenheit nähern? Ich höre bisweilen „Wie kann man nur heute noch ein Jude sein?“ Es gibt die Besonderheit des christlichen Redens über Juden, die uns bewusst werden muss: die des Redens in der Vergangenheitsform, so wie wir vom Alten Testament sprechen statt von der hebräischen Bibel. Mich bewegt, was ein katholischer Bischof gesagt hat: „Die Juden sind die Pilger des Absoluten. Die Juden lesen nicht nur die Heilige Schrift. Sie leben sie.“ Judentum also als gelebte Haltung, nämlich als Jude Glied einer Gemeinschaft zu sein, zu deren Vätern Gott der Herr gesprochen hat.

B.L.: Die Frage: „Wie kann man nur heute noch ein Jude sein?“ ist mir noch nie begegnet. Wohl bewegt mich die Frage: „Wie können wir heute – besonders auch nach dem Leid und Unrecht, das jahrhundertlang Juden

durch Christen und christliche Kirchen zugefügt worden ist und was die Nazis in unvorstellbarer Weise 6 Millionen angetan haben – eine Haltung gegenüber Juden finden, die ihrem tiefverwurzelten Glauben entspricht?“ Es ist nicht nur ein sprachliches Problem; vielmehr geht es um eine Wür-



digung der Tatsache, dass der lebendige Gott seit uralter Zeit in besonderer Weise vertraut gemacht hat, was bis auf den heutigen Tag Bestand hat. Für mich war und ist es wichtig, jüdischen Menschen zu begegnen. Hier in Recklinghausen habe ich

gute Kontakte zur jüdischen Gemeinde. 7 Jahre habe ich zunächst mit einer Gruppe von der Münsteraner Pax Christi-Gruppe und einer Berliner Gruppe von Aktion Sühnezeichen aus Ost-Berlin und später mit SchülerInnen der Alexandrine-Hegemann-Schule aus Recklinghausen auf einem jüdischen Friedhof in Miroslav/Tschechien gearbeitet. Dabei besuchten wir die Synagoge in Brün. In einem Jahr begrüßte uns der alte Oberkantor Neufeld und nannte mich bei einer herzlichen Umarmung „Bruder“. Ja, Juden und Christen sind Geschwister.

E.D.: Als ich Zivildienstleistende zum Thema „Juden und Christen“ befragte, war die typische Antwort: „Judentum ist Alter Bund. Seine Erwartungen sind längst im Christentum erfüllt. Aber die Juden haben es noch nicht gemerkt. Sie warten immer noch auf den Messias, der doch längst gekommen ist!“ Ich habe ihnen zu erklären versucht: Juden warten nicht auf einen Erlöser, sondern auf die Erlösung der ganzen Welt. Und: worauf warten wir Christen eigentlich anderes? Das Judentum kennt

keine Erbsünde, keine Erlösung des Einzelnen. Und weil das Judentum keine Erbsünde kennt, ist die Welt trotz aller Schuld der Menschen auch grundsätzlich verbesserungsfähig. Darum waren Juden auf politischer Ebene stets besonders engagiert, während Christen häufig einen inneren Frieden, ein innerliches individuelles Heil suchen, das zur mitleidenden Brüderlichkeit schlecht oder gar nicht fähig ist. Und dem steht ein Glaube, ein Traum von einer veränderten Welt gegenüber, eine im Glauben begründete Vision, eine gesellschaftliche Utopie – die ja immer zum Konflikt mit den politisch Mächtigen, den sog. Realpolitikern führt – und führen muss. Überzeugungen der Brüderlichkeit sind politisch immer verfolgt worden. Mich interessiert Deine Meinung dazu.

B.L.: Du sprichst hier mehrere umfangreiche theologische Themen und deren Auswirkung auf das gesellschaftliche Leben an, auf die ich nicht in einer kurzen Antwort eingehen kann. In Kürze dieses: Zunächst muss ich sagen, dass nach meiner Kenntnis die Juden weiterhin auf einen Messias hoffen. Nach einem der dreizehn Glaubenssätze des Maimonides (1135-1204) erwarten die Juden die Ankunft des Messias. Richtig ist, dass die Juden nicht die Erbsünde kennen, wohl aber die Tatsache, dass der Mensch von Anfang an in einer Welt lebt, die von Unheil und Schuld geprägt ist, was durch Menschen verursacht ist. Wenn der Messias kommt und ein umfassendes Reich des Friedens und der Gerechtigkeit aufbaut, wird das auch dem einzelnen Menschen Frieden und Heil bringen. Deine Folgerung, dass Juden aufgrund dieses Glaubens mehr sich dem politischen Bereich zuwenden und Christen mehr inneren Frieden und ein individuelles Heil suchen, kann ich so nicht teilen, denn Juden kennen „Gottesmystik“ - davon spricht Erich Zenger in seinem Psalmen-Kommentar – und Christen haben zu allen Zeiten in der Politik mitgemischt – leider nicht immer segensreich. Gemeinsam erwarten Juden und Christen den neuen Himmel und die neue Erde, die jetzt schon vorzubereiten sind, und das kann in großer Brüderlichkeit geschehen.

E.D.: Wie können (junge) Menschen lernen, mit dem, der sie eigentlich sind, übereinstimmen zu können, wie der bleiben, der sie sind. Wie können sie ihren eigenen Ausdruck finden, wie authentisch werden? Kurzum: wie können sie sich das Goethe-Wort zueigen machen: „Was euch nicht angehört, müsset ihr meiden.“?

B.L.: Jeder Mensch, besonders jeder junge Mensch darf und muss seinen je eigenen Weg suchen und gehen. Das ist oft mit Umwegen, Irrwegen und Abbrüchen verbunden und kann sehr schmerzhaft und enttäuschend für ihn und seine nächsten Mitmenschen sein. Dann braucht der Mensch keine Vorhaltungen, Verurteilungen und Ausgrenzungen, sondern Ermutigung und Bestärkung. Für mich war es immer eine große Freude, zu sehen, wie einzelne Menschen ihren Weg gefunden haben. Ich denke an N.. Er war Alkoholiker, wurde kriminell, kam ins Gefängnis und fand nach seiner Entlassung eine Frau, die ihn über alles liebte, wodurch sich sein ganzes Leben änderte. Jetzt sind sie seit vielen Jahren glücklich verheiratet und schicken mir aus ihrem Urlaub und zum Weihnachtsfest jeweils einen frohen Gruß.

E.D.: Es gibt ein schönes Gebet von Antoine de Saint-Exupéry: „Herr, leihe mir ein Stück deines Mantels, ich möchte alle Menschen mit der Last ihrer großen Sehnsucht darunter bergen.“ Die große Sehnsucht kann man Utopie, Tagtraum nennen. Er deutet ein fernes Ziel an, ohne schon den Weg zu wissen. Irgend etwas liegt in der Luft, will neu gesehen und verstanden werden. Müssen wir wieder mehr über unsere Träume, Sehnsucht reden, sie miteinander austauschen, damit sich mehr (junge) Menschen nach einem Morgen sehnen (können)?

B.L.: Bevor wir über unsere Träume und Sehnsucht reden, ins Gespräch kommen, wird es wichtig sein, diese überhaupt wahrzunehmen. Vor Jahren gab es den Slogan „I like Genuss sofort!“ Diese schnelle Erfüllung von Wünschen und Bedürfnissen verhindert es, mit der in der Tiefe des Menschen ruhenden Sehnsucht und den dort schlummernden Träumen in Kontakt zu kommen. Es muss erst zu einer großen Übersättigung oder zu einem Überdruß kommen, bis die Erkenntnis zu Tage tritt: es muss mehr als alles geben. Oft sind es einzelne, die diese Erfahrung machen. Ich denke an Augustinus, Franz von Assisi, Ignatius von Loyola. Nachdem sie zu ihrer Tiefe, zu sich selbst gefunden hatten, konnten sie



andere begeistern, sich mit ihnen austauschen und auf ihrem neuen Weg mitnehmen. Dadurch entstand eine große Bewegung, die sich durch Jahrhunderte zieht. So wird es immer eine Aufgabe des einzelnen sein, seiner Sehnsucht und seinen Träumen zu folgen und Gefährten zu suchen.

E.D.: Herbert Wehner war von Ernst Wiecherts „Einfaches Leben“ geprägt. Auch von diesem Buchtitel. Und er hat diesen Begriff des einfachen Lebens so gedeutet: So leben, wie du es wirklich ohne Umschweife mit deinem Gewissen vereinbaren kannst. Und nicht so viele Dinge machen müssen, die immer erst besonders erklärt werden müssen. Warum könntest Du genau das so unterschreiben, wie ich mal unterstelle?

B.L.: Danke für diese Unterstellung! Das einfache Leben ist einfach und erspart viele Kopfschmerzen. Außerdem macht es kommunikativ. In ein einfaches Haus geht ein Mensch lieber als in eine protzige Villa. Angesichts der heutigen globalen Ungerechtigkeit wird der einfache Lebensstil eine Notwendigkeit. Schon 1976 schrieb Roger Schutz im 2. Brief an das Volk Gottes: „Um dein Leben zu verändern verlangt niemand von dir, dass du in puritanische Strenge verfallst und Schönheit und Freude verachtest. Teile alles, was du hast, du wirst darin Freiheit finden. Widerstehe dem Konsumzwang: je mehr du kaufst, desto abhängiger wirst du....“.

E.D.: Menschen haben immer irgendwo Wurzeln. Das Wort Wurzel ist eine Metapher. Ich glaube, das Zeichen dafür, wohin er gehört, ist Heimweh. Hast Du Heimweh und wo spürst Du das – oder auch: wann hoffst Du es zu spüren?

B.L.: Die Frage möchte ich geistlich beantworten: Was ich deutlich spüre, ist, dass ich in Gott verwurzelt bin. Der Apostel Paulus schreibt im Philipper-Brief (3,20 f.): „Unsere Heimat aber ist im Himmel. Von dorthier erwarten wir auch Jesus Christus, den Herrn, als Retter, der unseren armseligen Leib verwandeln wird in die Gestalt seines verherrlichten Leibes...“ Heimweh entsteht immer wieder, wenn ich auf Leid und Not, auf Ungerechtigkeit und Unversöhnlichkeit stoße und mit meinem eigenen Versagen und meiner Ohnmacht konfrontiert bin. Ich hoffe und glaube, dass das alles in Gott, im Himmel, ein Ende haben, eine Vollendung finden wird.

E.D.: Albert Camus klagte, dass diejenigen Menschen, die ihr eigenes Leben solidarisch mit den anderen, sagen wir den Schwächeren einrichten, häufig selber sehr allein sind. „Solidaire“ und „solitaire“ hätten also eine Entsprechung. Ist das auch Deine Lebenserfahrung?

B.L.: Nicht ganz! In der Tat kann es sein, dass jemand beim Engagement für Menschen vom Rande der Gesellschaft Kontakte verliert, aber gleichzeitig bekommt er oft neue. Durch meine Arbeit im Gasthaus habe ich viele neue Kontakte gefunden, nur wenige verloren. Nur dadurch, dass sich viele Frauen und Männer bereit erklärten, im Gasthaus mitzuarbeiten, konnte ein umfangreiches Engagement an der Gastkirche entstehen. Einige sagten: „Was du tust, kann ich nicht. Aber ich unterstütze dich finanziell.“ Schwierig wird es, wenn ich öffentlich Partei ergreife und Hintergründe und Ursachen für eine Not aufzeige. Dann wird man schnell als „Roter“ abgestempelt. Erzbischof Helder Camara hat das so auf den Punkt gebracht: Gibst du einem Armen Brot, bist du ein Heiliger; sagst du, was die Ursachen des Hungers sind, bist du ein Kommunist.

E.D.: Was erträgst Du nur mit Humor?

B.L.: Wenn mir beim Kochen etwas daneben geht.

E.D.: Drei Arten von Freunden können einem Menschen helfen: jene, die ehrlich und geradeheraus sind, die verständnisvollen und die wohlunterrichteten. Drei Arten von Freunden können einem Menschen schaden: jene, die nett, aber unaufrichtig sind, jene, die biegsam, aber ohne Rückgrat sind und jene, die schön reden können, aber Schmeichler sind, so Konfuzius.

B.L.: Wie ein Freund zu mir ist, hängt entscheidend von mir ab. Wenn ich einem Schmeichler zu verstehen gebe, damit kommst du bei mir nicht an, dann wird er das lassen oder sich verziehen. Wenn ich einem Freund, der geradeheraus ist, signalisiere, das tut mir gut, dann wird die Freundschaft Bestand haben. Auf diejenigen, die einem schaden, kann ich gerne verzichten.

E.D.: Lieber Bernhard, darf ich Dir noch drei Fragen stellen? Die Phantasie entzündet sich immer stärker an eigenwilligen Persönlichkeiten

als an jenen, denen man weder nach dieser noch nach jener Richtung hin eine besondere Farbe anmerkt. Wo siehst Du dich als eigenwillige Persönlichkeit.



B.L.: Mit 16 Jahren entstand in mir der Wunsch, Priester zu werden. Das war nicht der Wunsch meiner Eltern. Auf ihren Wunsch machte ich eine Verwaltungslehre und sie hätten es sicherlich gern gesehen, wenn ich dort im Rathaus meinen Weg weitergegangen wäre. Es war mein eigener Entschluss, Priester zu werden, womit ich dem Ruf Jesu folgen wollte. Im Laufe des Lebens habe ich mich immer wieder mit Fragen und Aufgaben beschäftigt, die nicht im Trend der Gesellschaft und auch nicht im Trend der Amtskirche lagen wie zum Beispiel mit Arbeiterfragen und Obdachlosigkeit. Trotz mehrmaliger Versuche der Bistumsleitung, mich zu versetzen, bin ich Gastkirche und Gasthaus treu geblieben. Ob ich deswegen eine eigenwillige Persönlichkeit bin, weiß ich nicht.

E.D.: Es ist eine unerhörte Arbeit, sich einen Rest an Naivität und Unvoreingenommenheit zu bewahren, wenn man also viel wegschieben muss, um an das Geheimnis seines Lebens nicht zu rühren. Wie und wo hast Du Dir diese Arbeit von Unvoreingenommenheit bewahrt?

B.L.: Das Geheimnis meines Lebens ist mir sehr wichtig, aber längst noch nicht auch im Alter von 76 Jahren ganz einsichtig. Um darin tiefer und tiefer hineinzuwachsen, muss ich mich bescheiden. Ich kann nicht bei allem, was heute geboten wird, mitmachen. Ich muss nicht alles wissen, nicht alles haben, nicht alles genießen. Dieses durchzuhalten, dazu bedarf es einer gewissen Naivität. Kraft dazu finde ich im geistlichen Leben und im Austausch mit Gleichgesinnten.

E.D.: Humanität wird nie in der Einsamkeit gewonnen. Nur wer sein Leben und seine Person mit in das Wagnis der Öffentlichkeit nimmt, kann sie erreichen. Dieses Wagnis der Öffentlichkeit – worin besteht es für Bernhard Lübbering?

B.L.: Das Wagnis besteht für mich darin, dass ich damit rechnen muss, dass ich nicht nur verstanden, sondern auch missverstanden und angegriffen werde. Alles habe ich im Laufe der Jahre erlebt.

Ernst Dertmann ist Friedensarbeiter und Mitglied der Redaktion, Bernhard Lübbering, Pfarrer em. in Recklinghausen, Mitbegründer der Gasthausgemeinde

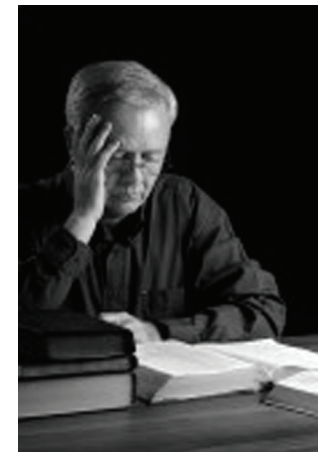
Ferdinand Kerstiens

Einheit, die befreit

Predigt im Politischen Nachtgebet am 26. April 2013

Welche Assoziationen weckt eigentlich das Wort Einheit bei uns? Einheit als Uniformität? Als Unterdrückung des Reichtums der Verschiedenheit? Einheitsparteien wie früher in der DDR? Erzwungene Einheit durch Globalisierung, Einheit, aber auf wessen Kosten? Herrschaft des Neoliberalismus mit der wachsenden Kluft zwischen den Reichen, die immer reicher werden auf Kosten der Armen, die immer ärmer werden, früher zwischen Nord und Süd, heute überall auf der Welt? Aber auch: Einheit in der Kirche, Hierarchie, Einheit der römisch-katholischen Kirche gegen die Protestanten, gegen die Diktatur des Relativismus, wie Ratzinger es nannte, Einheit durch Einordnung, durch Gehorsam, der auch die Bischöfe zu Angestellten der römischen Zentrale macht? Einheit, die die Wahrheit von einem einzigen Punkt der Welt für die ganze Welt verwaltet trotz der verschiedenen Erfahrungen, Geschichten, Sprachen, trotz der unterschiedlichen Weisheit und der religiösen Traditionen der Völker?

Solche Einheit empfinden wir mit Recht als Bedrohung des Menschen. Es ist auch zutiefst eine Bedrohung des Christlichen. Im Galaterbrief lesen wir: „Ihr seid alle durch den Glauben Söhne und Töchter Gottes in Christus Jesus. Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus als Gewand angelegt. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht mehr Sklaven und Freie, nicht mehr Mann und Frau, denn ihr alle seid ‚einer‘ in Christus Jesus.“ Gal 3,26-28.



Diese Sätze stehen nach den Erkenntnissen der Exegese im Zusammenhang mit der Tauffeier. Die Wendung: ihr habt Christus als Gewand angelegt, deutet auf die Taufe und das neue Taufkleid hin, das nach der Taufe angelegt wurde. Die grundlegende Würde der Christinnen und Christen wurzelt in der Taufe, in der Zugehörigkeit zu Gott durch den Glauben. Diese eine und gleiche grundlegende Würde relativiert die Unterschiede, die es sonst zwischen Menschen gibt. Diese Würde begründet die Einheit, die nicht unterdrückt, sondern befreit.

Das gilt zunächst in der Kirche, dann aber auch als Ferment für die ganze Menschengesellschaft, als Perspektive für das Handeln der Christinnen und Christen. Wenden wir uns jeweils zunächst der Kirche zu.

„Da gibt es nicht mehr Juden noch Griechen.“ Die „Griechen“ stehen hier stellvertretend für alle Nichtjuden, für alle Ungläubigen. Die religiöse Überzeugung des jüdischen Volkes teilt die Menschheit auf in die Gott wohlgefälligen Mitglieder des auserwählten Volkes und in die gottverlassenen Heiden, die sich höchstens als Proselyten der jüdischen Religionsgemeinschaft anschließen konnten, dann aber auch das ganze Gesetz halten mussten. Wir wissen, wie viel Streit und Auseinandersetzungen es in den jungen christlichen Gemeinden gab, als die ersten Heiden Christen wurden, ohne vorher das Gesetz anzunehmen und zu beachten. Petrus musste erst im Traum von Gott belehrt werden, bevor er den heidnischen Hauptmann taufte. Das erste demokratische Kirchenkonzil, wo die Erfahrungsberichte von den heidnischen Gemeinden die jüdischen Christen überzeugten: Ganz entscheidend: Erfahrung überwindet die Enge der Lehre. Eine urchristliche Erkenntnis, die leider später missachtet wurde, wo die rechte Lehre oft neue Erfahrungen nicht zuließ, sondern sie als Ketzertum abtat.

Paulus tritt gegen Petrus im Angesicht der Gemeinde auf, scheut nicht die Auseinandersetzung, wo Petrus wieder in den religiösen Rassismus zurückfällt. Die Geschichte der Mission, wo Christianisierung mit europäischer Vorherrschaft und kultureller Überlegenheit einherging, zeigt, dass der geheime religiöse und kulturelle Rassismus nicht überwunden wurde. Der Antijudaismus, der oft an die Schwelle zum Antisemitismus führte, führte zur Rechtfertigung von Gewalt und Mord.

Auch heute tut sich unsere Kirche schwer, ihren römischen Zentrismus zu überwinden und polyzentristische Weltkirche zu werden, wie das Konzil es wollte. Vielleicht hilft der neue Bischof von Rom als Papst diese innere Sünde des Rassismus in der Kirche zu überwinden und so auch innerkirchlich die Freiheit und Einheit sichtbar und erfahrbar zu machen, zu der uns Christus nach dem Galaterbrief befreit hat.

Dann kann die Kirche auch in der Weltgesellschaft dazu helfen, den latenten und oft auch offenen Rassismus zu überwinden. Wer sollte sonst als global player dazu die Kraft haben? Die Einheit auf der einen Welt zwischen Nord und Süd, zwischen Erster und Dritter Welt, zwischen Arm und Reich zielt auf die gleiche Würde, auf das gleiche Lebensrecht für alle. So können und müssen auch wir als Kirche hier in Deutschland gegen den wachsenden Rechtsextremismus und Rassismus auftreten und für die Lebensqualität der Armen, der Flüchtlinge. Einheit, die auf der gleichen Würde aller Menschen aufruht, macht frei zur Begegnung und zum Miteinander aller Menschen und Völker, so wie wir es eben in der Rede von Martin Luther King über die Einheit der Schwarzen und Weißen hörten.



„Da gibt es weder Sklaven noch Freie.“ Auch Paulus selbst tat sich schwer mit diesem Satz. Er schickt den Sklaven Onesimus seinem Herrn Philemon zurück und ermahnt Philemon zugleich, den Sklaven wie einen Bruder im Herrn zu behandeln. Doch wie soll das geschehen: Den Sklaven als Bruder sehen? Das passte nicht in die damalige Gesellschaft. Paulus hatte nicht die Kraft aus der grundlegenden Einsicht: da ist nicht mehr Sklave und Freier, die Abschaffung der Sklaverei zu verlangen. Damit tat sich die Kirche ja schwer, wenn ich an die Selbstverständlichkeit denke, wie die Klöster in Lateinamerika in Brasilien bis 1883 Sklaven hielten. Ich habe es selbst gesehen im Franziskanerkloster in Salvador de Bahia: Die Sklaven standen zwischen Zucker und Öl auf

den Einkaufslisten des Klosters. Diese Sklaven durften nicht mit den Freien, den Mönchen, zusammen Gottesdienst feiern. Dafür gab es eine eigene Kirche.

Innerkirchlich gibt es keine Sklaven mehr, doch dürfte es in der Kirche auch keine „Hierarchie“ geben, keine Heilige Herrschaft geben. Dieses Wort und die darin gemeinte Wirklichkeit widerspricht der grundlegend gleichen Würde aller Getauften. Die Einheit der Christinnen und Christen zielt auf ein freies Miteinander in Liebe und Solidarität. Sicher braucht die Kirche als weltweite Institution unterschiedliche Strukturen und Ämter. Doch wenn diese sich nicht als Dienst verstehen, sondern als Herrschaft, habe sie ihre Legitimation in der Kirche verloren. Da hat nicht nur der Vatikan noch seine Glaubenslektion zu lernen.



Es bedarf einer Entideologisierung des päpstlichen Amtes, aber auch des Priesteramtes, wie es sich in der Geschichte der Kirche entwickelt hat. Die mythische Überhöhung der kirchlichen Ämter auf allen Ebenen entspricht nicht dem biblischen Auftrag. Da ist Bekehrung nötig.

Doch Sklaven und Freie gibt es immer noch und immer wieder und vielleicht jetzt noch mehr als früher in unserer Gesellschaft, wo der Wert eines Menschen nach seiner Arbeit bemessen wird, wo viele Menschen darin gehindert werden, ihre Arbeit in die Gesellschaft einzubringen, wo viele ausgegrenzt werden, weil sie nicht gebraucht werden. Ich denke an die prekären Arbeitsverhältnisse, die Hungerlöhne, an die Arbeitslosen. Gerade ist wieder ein mehrstöckiges Haus in Bangladesch zusammengestürzt und hat viele Menschen unter sich begraben, die für einen Hungerlohn für unsere billige Kleidung unter unsäglichen Bedingungen arbeiten mussten. Früher war das nur ein Phänomen der Entwicklungsländer. Heute geschieht das hier bei uns. Wo das Geld zum Götzen wird, dem alles zu dienen hat, wo auch unsere Lebenswelt als

Sklave des Profits missbraucht wird, da wäre der Dienst einer Kirche, die für die gleiche Freiheit und Würde aller Menschen glaubwürdig eintritt, nicht nur evangeliumsgemäß, sondern zugleich Heildienst an unserer zerrissenen Welt.



„Da gibt es nicht mehr Mann noch Frau“. Dieses Taufbekenntnis hat unsere Kirche bis heute nicht eingeholt. Meiner Überzeugung nach hält das Verbot der Priesterweihe für Frauen dieser urchristlichen Befreiungsbotschaft nicht Stand. In der Gemeinde wird erfahren und gelebt, wie Mann und Frau auf der gleichen Ebene stehen. So hat es die frühe Kirche befreiend erlebt, wo Frauen als Apostolin und Diakonin akzeptiert waren, wo Frauen Hausgemeinden vorstanden und damit auch der Feier des Herrenmahles, wo Frauen eine große Bedeutung in der Ortskirche wie als Botinnen zwischen den Gemeinden hatten. Auch heute sind vielfach Frauen die Leiterinnen der Basisgemeinden in Lateinamerika oder der kleinen christlichen Gemeinschaften in Afrika.

Der Vorschlag von Walter Kasper, eine Diakoninnensegnung einzuführen, die aber nicht als Weihe missverstanden dürfe, zeigt das verquere Denken, das sich in die geschichtlich entstandenen Verengungen einfügt, anstatt die Freiheit des biblischen Beginns neu zur Geltung zu bringen. Maria Magdalena und die Frauen wurden am Ostermorgen von dem Auferstandenen mit der Osterbotschaft für die Apostel beauftragt und die Nachfolger dieser Apostel verboten den Frauen, den Nachfolgerinnen von Maria Magdalena in der Messe zu predigen. Das ist vorösterliche Kirche, wo sich die Apostel hinter von innen verschlossene Türen zurückgezogen haben und die Botschaft der Frauen als Weibergeschwätz abtun. Heute klopfen wieder Maria Magdalena und die anderen Frauen an die von innen verschlossenen Türen, hinter die sich die Apostel zurückgezogen haben.

Eine Kirche, die die gleiche Würde von Männern und Frauen, die gleichen Rechte, die gleiche Bedeutung leben würde, wäre auch glaubwürdiger

im Dienst an der Frau in unserer Gesellschaft, die auch immer noch um die gleiche Würde und die gleichen Rechte der Frauen ringt. Stattdessen stimmt der Vatikan bei UNO-Konferenzen mit islamistischen Staaten und Nordkorea gegen die Gleichberechtigung der Frauen, weil er sonst sein Kirchenrecht ändern müsste.

Kurz zusammengefasst: Die Überwindung der Sünden des Rassismus, der Klassengesellschaft und des Sexismus würde die Kirche jesuanischer und die Welt menschlicher werden lassen.

Natürlich gilt das alles nur ökumenisch. Da ist nicht mehr Katholik, Protestant oder Orthodoxer, all sind einer in Christus. Diese Einheit

ist in der gemeinsamen Taufe grundgelegt und darf nicht durch die Verweigerung der Mahlgemeinschaft widerrufen werden.



Der ganze Galaterbrief spricht von der Freiheit, zu der uns Christus befreit hat, und warnt davor, sich wieder unter das Gesetz zu stellen. Doch auch heute steht das Kirchengesetz vielfach dem Evangelium, dem Leben entgegen. Durch die

Erfüllung des Kirchengesetzes wird aber niemand gerettet. Das Gesetz hat wieder die Macht, Menschen zu trennen. Wenn und weil man das Kirchengesetz nicht ändern will, heißt es am Ende, wenn alle Argumente ausgetauscht sind: Das ist göttliches Recht, das wir nicht ändern dürfen.

Wir stehen zwischen Ostern und Pfingsten. In der Osternacht wurde das Taufgelöbnis erneuert. Wir dürfen dies mit Paulus so verstehen: Da ist nicht mehr Jude noch Grieche, nicht mehr Herr noch Sklave, weder Frau noch Mann, sondern alle sind einer in Christus Jesus.

Ostern hörten wir, wie der Auferstandene durch die verschlossenen Türen in den Kreis der Jünger trat. Sie haben Furcht vor den Juden, die

Jesus umgebracht haben. Sie sind unsicher und haben Angst vor dem Neuen, das über sie hereingebrochen ist und das sie in ihrer Angst nicht verstehen, nicht annehmen können. Sie haben nicht nur die Türen von innen verschlossen, sie haben ihre Herzen verschlossen. Trauer, Enttäuschung und Angst halten sie gefangen.

Eine geschlossene Gesellschaft unter dem Zeichen der Angst ist unfähig, Neues aufzunehmen, Neues zuzulassen. So sind die Jünger auch unfähig, die eigene Vergangenheit anzuschauen und anzunehmen: die eigene Schuld, den Verrat am Rande des Kreuzweges, die Flucht vor dem Kreuz.



Welche Versuchung der Kirche bis heute: die Angst vor den Menschen, vor neuen Entwicklungen. Aus Angst sich stellen zu müssen, schließt man sich ein. Burgmentalität ist angesagt: drinnen zusammenrücken, keinen Widerspruch wagen, die Augen und Türen verschlossen halten, abwarten, überwintern. Draußen ist nur das Böse und Gefährliche: die Welt. Das hat viele Epochen der Kirchengeschichte bestimmt. Johannes XXIII hat wenigstens die Fenster aufgemacht im Konzil. Aber die Burgmentalität setzt sich wieder durch. Angst beherrscht auch heute vielfach das kirchliche Leben. Von innen verschlossene Türen und Herzen, Angst vor dem Neuen, in das der Geist einführen will, sind Zeichen eines Kleinglaubens, der Gott nicht zutraut, seine Kirche in die Zukunft zu führen. Viele engagierte Christinnen und Christen sehen die Kirchenleitung heute wie die vorösterliche Jüngerschaft hinter verschlossenen Türen der Angst.

Jesus, der alle Ängste bis in die letzte Todesangst hinein selbst erfahren hat, kann durch die verschlossenen Türen der Angst gehen. Er tritt ein bei seinen Jüngern. Und was tut er? Er klagt sie nicht an, macht ihnen keine Vorwürfe wegen ihrer feigen Flucht und ihres Verrates, im Gegenteil: Er wünscht ihnen den Frieden. In dieser Situation kann dieser Gruß nur die zuvorkommende, grundlose Vergebung bedeuten. Es ist die Frucht von

Ostern. Jesus nimmt seine Jünger an, wie sie sind in ihrer Schuld und Angst. Er zeigt ihnen seine Todeswunden. Sie bleiben Zeichen seiner hingebenden Liebe. Auch der Tod ist eingebracht in sein Leben. Deswegen braucht es keine Angst mehr zu geben, auch nicht bei seinen Jüngern: Der Friede sei mit euch! Da freuten sie sich, als sie den Herrn sahen.

„Wie mich der Vater gesandt hat, sende ich euch!“ Die Jünger können die Sendung nicht aus eigener Kraft weiter tragen. Das wissen sie aus ihrer eigenen schuldigen Vergangenheit. „Empfangt den heiligen Geist.“ Alle Ostergeschichten sind Sendungsgeschichten. Alle Ostergeschichten sind Geistgeschichten. Man kann nicht an die österliche Vergebung glauben und sie für sich behalten! Hier wird deutlich, dass diese Stelle sich nicht an Priester wendet, denen die Verwaltung des Bußsakramentes übertragen wird, wie wir das früher gelernt haben. Hier ist jeder Christ, jede Christin gemeint, denen die Vergebung, der österliche Friede zugesagt ist und die daran zu glauben wagen.

In den Lesungen der Sonntage in der Osterzeit wird eine Gemeinde erfahrbar, die alles gemein hat, wo geteilt wird, damit jeder leben kann, wo das freie Wort gilt, auch das freie Wort der Verkündigung. Immer wieder heißt es: Mit Freimut traten die Jünger auf. Als man ihnen das Predigen verbieten will: Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen. Ein Wort übrigens, auf das sich die österreichische und die deutsche Pfar-
rerinitiative auch innerkirchlich berufen: Man muss da Kirchengesetze übertreten, wo es der Gehorsam Gott gegenüber fordert.

Eine österliche Gemeinde ist eine Gemeinde in der die Einheit von Mann und Frau, Sklave und Freier, Jude und Grieche anfänglich gelebt und erfahren wird. Eine österliche Gemeinde ist eine Gemeinde mit offenen Türen, wo Schuldige angenommen werden und Vergebung finden, wo auch fragende und suchende Menschen dazu gehören, wo gegenseitig Versöhnung und Vergebung geschieht. Da blockiert keine Angst mehr, da lockt der Friede des auferstandenen Herrn. Da wird die Kirche auch friedensfähig. Da werden auch wir als pax christi friedensfähig. Da wachsen die Hoffnung und die Kraft, etwas von der geschenkten Freiheit, vom Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit schon heute aufleuchten zu lassen. Die Botschaft des Paulus ist österliche Botschaft, Einladung

Jesu an die Menschen, an uns, seine österliche, geisterfüllte Gemeinde zu werden, in der die Freiheit in Liebe gelebt wird. An uns liegt es, damit immer wieder neu zu beginnen. Vielleicht hilft dazu auch der neue Papst mit seiner Bescheidenheit und Barmherzigkeit, mit seinen Gesten und seinem Verhalten, seiner Zuwendung zu den Armen, in denen er die Würde und Freiheit eines jeden Menschen ehrt.

All das verweist uns auf den Urgrund des Glaubens, den dreifaltigen Gott. In ihm ist die Einheit, die befreit, grundgelegt. Vater, Sohn und Geist, eine lebendige Vielfalt in dem einen Gott, wie auch immer wir sie beschreiben mögen. Da herrscht keiner über den anderen. Jeder setzt den anderen frei. Diese Einheit soll nach Jo 17 das Bild der Einheit sein zwischen Jesus und den Menschen, zwischen den Menschen, die an ihn glauben. Wie Mann und Frau nur zusammen Bild des Schöpfergottes sind, so soll die Kirche Abbild Gottes in der Welt sein, Abbild der Einheit, die befreit.

An die Predigt schloss sich ein Gebet von Anton Rotzetter an:

Da Du Gemeinschaft bist
Heiliger Gott
Stifte Gemeinschaft

Da Du Beziehung bist
Heiliger Gott
Knüpfe Beziehungen

Da Du Wort bist
Heiliger Gott
Gib unseren Worten Sinn

Da Du Einheit bist
Heiliger Gott
Führe zusammen

Da Du Vielfalt bist
Heiliger Gott
Befreie zur Vielfalt



Theo Hinricher

Mit der Friedenswanderkerze unterwegs

Auf Anregung von Ernst Dertmann gestalteten Gisela Hinricher und Anne Schürmann für die ganz breit aufgestellte Aktion „Aufschrei - stoppt den Waffenhandel“ wieder einmal eine große Friedenswanderkerze.



Da ich im Sachausschuss „Weltkirche“ ein Kurzreferat zu den Waffenexporten Deutschlands halten konnte, schlug der Sachausschuss vor, das Diözesankomitee zu bitten, der Aktion beizutreten. Das geschah im Herbst 2012, und viele seiner Mitglieder unterstützten die Aktion durch ihre Unterschrift, die im Flur des Franz Hitze-Hauses auslagen vor einem großen Transparent und der beeindruckenden Friedenswanderkerze.

Im Januar 2012 standen Gisela und ich im Foyer des Borromäums wieder mit der Kerze und dem großen Transparent und ermunterten die Besucher des Neujahrsempfangs des Diözesankomitees die Aktion „Aufschrei – stoppt den Waffenhandel“ mit ihrer Unterschrift zu unterstützen. Das bot sich geradezu an, denn Herr Prälat Jüsten forderte die Besucher eindringlich auf, mehr politisch zu werden. Frau Heveling hatte in ihrer Begrüßung, unsere Aktion empfohlen. Bischof Dr. Genn unterzeichnete als zweiter unsere Aktion. Über hundert Unterschriften konnten wir mit nach Hause nehmen.

Auf kleinerer Bühne konnten wir auf der Dekanatsversammlung in Dülmen wieder aktiv werden. Wir luden die Vertreter der Verbände und der Pfarrgemeinden des Kreisdekanates dazu ein, unsere Aktion „Auf-

schrei“ mit ihrer Unterschrift zu unterstützen. Kreisdechant Arntz hatte bei seiner Begrüßung auf unsere Aktion hingewiesen und gebeten, sie zu unterstützen.

Unsere PAX CHRISTI-Gruppe in Coesfeld hatte das Thema Rüstungsexporte als Jahresthema gewählt, und so eröffneten wir im April 2013 eine Ausstellung in der Stadtbücherei zu dem Doppelthema: „Kinder brauchen Frieden und Kinder im Krieg will niemand sehen“. Diese Ausstellung stellte uns UNICEF aus Köln zur Verfügung.

Wir wollten aber nicht nur im kirchlichen Bereich für unsere Aktion werben, sondern wir gingen auch auf die Straße. Vor der Jakobikirche in Coesfeld, mitten in der Stadt, bauten wir unseren Tisch mit den Unterschriftenlisten und dem großen Transparent auf. Mit einem Megafon schallte es durch die Fußgängerzone: „Ist es ihnen egal, dass Deutschland drittgrößter Waffenlieferant ist, ist es ihnen egal... usf. Wenn nicht, dann kommen Sie an unseren Stand und unterschreiben sie unsere Liste“. Die Resonanz war zwiespältig: Während junge Menschen und Frauen sich für unsere Aktion erwärmen ließen, schlängelten sich mittelalterliche und ältere Männer auf der anderen Straßenseite an den Schaufenstern entlang. Als Ergänzung unserer Aktion feierten wir im Paradies der Jakobikirche eine Eucharistiefeier mit dem gleichen Friedensthema. Natürliche brannte unsere Friedenswanderkerze während des Gottesdienstes.

Im Juni konnten wir in unserer Gruppe den ehemaligen Bundestagsabgeordneten Winni Nachtwei (Bündnis 90/Die Grünen) begrüßen, der zu dem Thema: „Rüstungsexporte und Stellung des Parlamentes“ Ausführungen machte. Unseren Bundestagskandidaten Karl Schiewerling (CDU) möchten wir hören zu dem Thema: Rüstungsexporte und die Auswirkungen auf die Sozialpolitik. Herrn Schiewerling möchten wir gewinnen für eine transparente und kontrollierten Rüstungsexportpolitik.

Unterstützung für unsere Aktion erhielten wir von den öffentlichen Medien, die die Rüstungsexportpolitik recht häufig als Thema aufgegriffen hatte

Theo Hinricher ist Sprecher der PAX CHRISTI-Gruppe Coesfeld

Kristin Kotz / Hans Kotz

„Deutschlands Waffenexporte – Fluch oder Segen?“



Unter dieser Fragestellung hatten der Eine-Welt-Kreis Vreden und pax christi zu einer Podiumsdiskussion am 18.6.2013 ins Vredener Rathaus eingeladen.

Vertreter aller Bundestagsparteien stellten sich den Fragen des umsichtigen Moderators, Ulrich Kipp, und dem aufmerksamen Publikum.

Der Vredener Bürgermeister, Christoph Holtwisch, freute sich über die vielen Zuhörer und bedankte sich beim Initiator der Veranstaltung, Walter Gehling, Spiritus Rector des Eine-Welt-Kreises. Ihm war es in der intensiven Vorbereitungsphase gelungen, Politiker aller im Bundestag vertretenen Parteien für das Podium zu gewinnen. Bürgermeister Holtwisch bedankte sich für ihr Kommen und griff die Fragestellung des Abends auf: „Deutschland ist der drittgrößte Waffenlieferant. Fluch oder Segen? Die Wahrheit ist wahrscheinlich weder schwarz noch weiß, sondern sie liegt im Graubereich“, meinte er.

Der Vorsitzende des Eine-Welt-Kreises, Ulrich Kipp (auf dem Foto 3.v.l.), stellte dann das Podium vor (von links nach rechts):

- Frau Inge Höger (Die Linke),
- Herr Marc Würfel-Elberg (CDU),
- Herr Winfried Nachtwei (Bündnis 90/Die Grünen),
- Herr Moritz Pöllath (FDP), ein Nachwuchspolitiker, der kurzfristig eingesprungen war, und
- Herr Christoph Strässer (SPD).

Veronika Hüning, Geistliche Beirätin von pax christi im Bistum Münster, nahm aus der Sicht der christlichen Friedensbewegung Stellung zur Problematik der Rüstungsexporte. Sie zitierte die Schirmherrin der „Aktion Aufschrei“, Margot Käßmann: „Wir können doch nicht an Kriegen verdienen, die wir nachher betrauern.“ Deshalb beteilige sich pax christi an der Kampagne gegen Rüstungsexporte – durch Information, Gebet und Aktion. Der Friedensarbeiter der Bistumsstelle Münster, Ernst



Dertmann, entzündete daraufhin die kunstvoll gestaltete Friedenswanderkerze von pax christi, die noch an vielen Orten brennen soll, wenn Aktionen gegen Rüstungsexporte stattfinden.

„Wir hören als internationale Bewegung für Gerechtigkeit und Frieden von unseren Partnern weltweit, was deutsche Waffen in ihren Ländern anrichten. Daher möchten wir uns mit einer Unterschriftensammlung gegen

die Waffenexporte wenden“, lud Veronika Hüning die Anwesenden ein, sich in ausliegende Listen einzutragen.

Zu den nun folgenden drei Fragen des Moderators äußerten sich jeweils alle Politiker reihum. Es fiel auf, in wie vielen Punkten sie sich recht einig waren:

- Die deutsche Exportpolitik muss restriktiver gehandhabt werden, insbesondere bei der Lizenzvergabe.
- Rüstungsgüter dürfen nicht in Krisengebiete geliefert werden und nicht in die Hände von Regierungen gelangen, welche die Menschenrechte verletzen.
- Es muss mehr Transparenz geschaffen werden, sowohl für die Parlamentarier, die bislang nur ein nachträgliches Kommentierungsrecht haben, als auch für die Öffentlichkeit.

- Das jüngst beschlossene Arms Trade Treaty, ein Vertrag der Vereinten Nationen über den Waffenhandel, ist ein Fortschritt und muss möglichst bald ratifiziert werden.

Doch es gibt auch Unterschiede, wie die anschließenden Nachfragen zeigten, vor allem, wenn es um die Abwägung von Interessen und um die Kooperation in Europa und der NATO geht.



Walter Gehling kritisierte den außenpolitischen Sprecher der FDP, Reiner Stinner, für den Waffenexporte legitim seien, „wenn sie außen- und sicherheitspolitischen Interessen entsprechen“. Mehrere Teilnehmer im Saal und auf dem Podium pflichteten den Bedenken bei und wünschten sich, dass in Zukunft keine diktatorischen Regime wie Libyen oder Saudi-Arabien mehr mit Waffen beliefert und mit dem Argument unterstützt werden, sie seien ein Stabilitätsfaktor in der Region. Vor allem über den Bau einer Sturmgewehr-Fabrik durch Heckler & Koch in Saudi-Arabien empörte sich Walter Gehling: „Man kann nicht deutlicher zeigen, dass schwerste Menschenrechtsverletzungen offensichtlich gar kein Grund mehr sind, Exporte zu verweigern.“

Während in der Öffentlichkeit vorwiegend der Export von schweren Waffen, z.B. Panzer oder U-Boote diskutiert wird, sollte der Verkauf von Kleinwaffen erhöhte Aufmerksamkeit bekommen, hieß es. Denn durch

Kleinwaffen sterben mehr Menschen, vor allem Zivilisten. Damit stand die Problematik der Lizenzvergabe im Fokus. Eine spannende Diskussion entwickelte sich zu der Frage, wie aussichtsreich zukünftige Maßnahmen zur Rüstungskontrolle seien, wenn Waffen in Lizenz im europäischen Ausland produziert und an Drittstaaten weiterverkauft werden. Der Vertreter der CDU forderte ein Verifikationsverfahren und eine Endverbleibskontrolle, während Christoph Strässer solche Lizenzvergaben ganz unterbinden will. Der FDP-Vertreter äußerte sich skeptisch gegenüber allen Kontrollbemühungen und stieß damit auf Unverständnis bei vielen Zuhörern: Das sei eine Kapitulationserklärung.

Unser Eindruck insgesamt war, dass alle Podiumsteilnehmer zu einer fairen Diskussion beigetragen haben. Sie wirkten engagiert und doch entspannt und trugen ihre Meinungen ernsthaft und sachbezogen vor, sodass man ihnen gut zuhören konnte. Christoph Strässer forderte konsequent eine Orientierung an den Menschenrechten ein. Winfried Nachtwei verlangte lebhaft eine Stärkung des Parlamentarismus im Bereich der Genehmigungsverfahren. Marc Würfel-Elberg zeigte sich offen für Reformen – eine Position, von der Angela Merkel wohl noch entfernt ist. Überzeugt hat uns die eindeutige Position der Linkspartei, die sich grundsätzlich gegen Waffenexporte aussprach.

Am Ende der Veranstaltung stellte Ulrich Kipp in Stichpunkten vor, was seinen Gymnasiasten zum Thema „Rüstungsexporte – Fluch oder Segen?“ eingefallen war. Vieles, was in der Podiumsdiskussion zur Sprache kam, tauchte dabei wieder auf, von A wie Arbeitsplätze bis Z wie Zehntausende Tote. In der Aufzählung fehlte uns die Gewichtung: Schutz des Lebens, Förderung des Friedens und Wahrung der Menschenrechte müssen Vorrang haben – so sehen es der Eine-Welt-Kreis und pax christi gemeinsam!

Kristin Kotz ist Mitglied von pax christi in Vreden, Hans Kotz ist Mitglied des Eine-Welt-Kreises Vreden

Manfred Laumann

10 Jahre OASE in Gronau - 10 Jahre Pax Christi Versöhnungskunstwerk



Die „Oase“ - der grenzübergreifende Begegnungsort am Ufer der Dinkel in Gronau - ist heute genauso alt wie die erste grenzübergreifende Landesgartenschau 2003 Gronau-Losser. Dieser Ort sollte eine Art offener Treff sein, von Anfang an. Eine Kirche ohne Mauern, ein Kirchengarten wie es die Leute von der Oase ausdrücken.

Die nahe Grenze zu den niederländischen Nachbarn wurde dabei als Bereicherung der eigenen „Grenze“ – Erfahrung selbstverständlich ins Spiel gebracht. Die grenzüberschrei-

tende Freundschaft schlug sich unter anderem auch darin nieder, dass das Leitungsteam der 'Oase' immer aus Niederländern und Deutschen gebildet wurde.

Heute, zehn Jahre nach der Einweihung, ist der kleine idyllische Fleck am äußersten Zipfel des ehemaligen LAGA-Geländes so lebendig wie eh und je. Als Anlaufpunkt für Rad- bzw. Fietsfahrer, zum freitagabendlichen „Oase-Feuer“, bei naturnahen Ferienspielen für Kinder, als Feier-Ort für Gottesdienste und Apfelfeste. Viele weitere Aktivitäten könnten hier aufgezählt werden, wie sich Bernd Baumgartner-Francke, der Mann der ersten Stunde, gerne erinnert.

Das lebensgroße Versöhnungskunstwerk, eine Metallskulptur mit dem Titel „Von Angesicht zu Angesicht“, das auf Initiative von Pax Christi im Bistum Münster speziell für die „Oase“ von dem Ahauser Künstler Andreas Groten geschaffen worden war, steht auch heute noch im Zentrum des Oase-Geländes.

DIE FEIER - 10 Jahre Oase, 10 Jahre Pax Christi Versöhnungskunstwerk.

Mit einem bewegenden Dankgottesdienst im ökumenischen, geschwisterlichen Miteinander feierten Christen von diesseits und jenseits der Grenze das zehnjährige Bestehen des Kirchengartens „Oase“.

Mehr als 300 Menschen waren der Einladung gefolgt, der vom 'Christlichen Männerchor' Glanerbrug begleitet wurde. Die Predigt hielt Pastor Ralf Brockfeld, früherer Pastor an der Erlöserkirche in Gronau. Als geistlicher Gründungsvater erinnerte er an die Anfänge und daran, dass ursprünglich geplant war diese Begegnungsstätte im Rahmen der Landes-



gartenschau hinter einem Zaun stattfinden zu lassen. „Wir sind dann mit unserer Fantasie auf Reisen gegangen.“ So „hatte die Oase von Anfang an diverse Andersartigkeiten im Programm... Keine Zäune... auf die niederländischen Nachbarn zugehen... kein Geld von der Atomwirtschaft...“ (URENCO-Gronau)

Ralf Brockfeld unterhielt damals Kontakte zum niederländischen Reformtheologen Jan Hendriks, (Gemeinde als Her-

berge, Kirche im 21. Jahrhundert – eine konkrete Utopie, Gütersloher Verlagshaus G.Mohn). Fragen nach den Bedürfnissen der Menschen

heute, was Gemeinde-sein bedeutet. Auf diesem Hintergrund skizziert Hendriks eine Vision einer neuen Kirche: Gemeinde als Herberge, unterwegs mit der Hauptfrage: Wie kann eine solche Gemeinde Wirklichkeit werden die vor allem gastfrei und gastfreundlich sein soll.

„Jan Hendriks erzählt in seinem Buch, dass er mal Bram Denkers, den Pastor der Magdalenenparochie in Amsterdam-West gefragt hat, mit welcher Motivation er seine Arbeit in diesem schwierigen Umfeld tut. Und er sagte ihm dann: Dat het fuurtje branden blijft“ Dass das Feuer am brennen bleibt. Ob und wie lange es in dieser Oase bleibt, in der dieses Feuer brennt, das weiß ich nicht. Ich höre und sehe da auch Zeichen von menschlicher Erschöpfung. Aber können uns immer wieder neu aufrichten lassen und neu anstecken lassen“.



Durch diese Kontakte wurde aus der Asche neue Glut entfacht. So entstand eine Gemeinschaft, ein ökumenischer interkonfessioneller Garten Gottes, eben eine „Oase“. Die „Oase“ entstand als Projekt der Landesgartenschau Gronau-Losser Laga 2003. Es sei schon interessant gewesen, auf die niederländischen Nachbarn zuzugehen, „die uns immer so fern waren und eine Überwindung, eigene Grenzen zu überschreiten“.

Neben Pfarrer Brockfeld gestalteten Pater Beda und mehrere andere Geistliche den Gottesdienst mit, sodass Ferdi Kerstiens Mitwirkung, obwohl er seine Bereitschaft angezeigt hatte, nicht mehr erforderlich war.

Franziskanerpater Beda (Kloster Bardel) dankte den Gründungsvätern für ihre Offenheit den Konfessionen und Kulturen gegenüber. „Hier können sich alle zu Hause fühlen und wir können alle viel lernen.“

Pfarrer Ralf Brockfeld dankte „für alles, was wir hier erfahren und dafür, dass Gott die Menschen hier zusammengeführt hat.“

Gleich im Anschluss an den Gottesdienst sprach Veronika einen Text zu dem Pax-Christi-Versöhnungskunstwerk im Zentrum des Geländes.

Veronika äußerte sich später folgendermaßen: „Der Gottesdienst war lang, aber schön – unter einem großen weißen Zeltdach, mit viel Musik und anschließend gab es lecker Essen.“

Ursprünglich war geplant, dass ihr Mann Meinhard 2-3 Lieder im nachmittäglichen Festprogramm spielt, aber er sah vonseiten der Organisation keinen Platz mehr für sich und so packte er seine Gitarre wieder ein.“ Auch Ernst kam mit seinen angemeldeten selbstgemachten lustigen Limericks nicht mehr zu Wort: es gab kaum noch Anwesende.

Ferdinand Kerstiens: Im Anschluss an den Redebeitrag von Veronika war Ferdi gebeten worden ein Wort zu sagen:

„Nur ein kurzes Grußwort! Sie haben schon viel Geduld gehabt! Ich komme von Pax Christi und wir waren ja schon bei der Gründung der Oase dabei. Das was wir hier in der Oase erleben, hat schon etwas von Pax Christi in sich: Frieden über alle Grenzen hinweg. Doch eine Oase ist nur ein Ruhepunkt in der Wüste, die wir vielfach in unserm Leben erfahren.“

So wünsche ich ihnen und uns allen: Nehmen sie etwas von der Oase mit und lassen sie etwas davon wachsen, wo sie leben. Dann wird es viele kleine Oasen geben, wo Menschen leben und auftanken können, wo Frieden sich ausbreitet. Dazu wünsche ich ihnen Gottes Segen!“



Privat sagte Ferdi später noch: Schön war es, Menschen zu treffen, die sich engagieren und miteinander herzlich umgehen.

Manfred Laumann

Schlussbemerkung: Auf die Frage, hat denn unser Versöhnungsansinnen, dass vor zehn Jahren im Pax-Christi-Versöhnungskunstwerk seinen Ausdruck fand etwas zählbares gebracht? Nun, die Tatsache, dass es diesen Ort nach zehn Jahren in dieser Form noch gibt und zwar voller Leben und Engagement, das ist schon außergewöhnlich. Dass mehr Menschen zur Jubelfeier kamen als bei der Einweihungsfeier. Anfangs mussten ständig neue Stühle und Bänke herbeigeschafft werden.

Das ganze Gelände hat heute eine richtig heimelige Atmosphäre, denn in den Zehn Jahren sind die damals angepflanzten Gehölze inzwischen hoch gewachsen. Die Frage, ob unser Pax-Christi-Engagement feststellbar zur Verbesserung der niederländisch-deutschen Beziehungen geführt hat, könnte ich nicht beantworten. Vielleicht haben wir eher eine Rädchenfunktion erfüllt. Feststellen kann ich jedoch, in Kenntnis der niederländischen Medienlandschaft, dass sich das Verhältnis entscheidend gebessert hat.

Noch am 15.Juni d.J. schreibt die beste niederländische Zeitung TROUW in einem Leitartikel: „Duitsland is ons grote voorbeeld“ (Deutschland ist unser großes Vorbild) Im Artikel heißt es u.a.: Der wichtigste Grund für ein positives Deutschlandbild müssen wir bei uns selbst suchen. Die niederländische Gesellschaft ist stark verändert, und damit gleichzeitig das Bild unseres östlichen Nachbarn. Deutschland fungiert als ein Spiegel des niederländischen Selbstbildes. Anstelle von Freigeistigkeit und Frivolität wurde Deutschland in den 90ern als humorloses Land von Ordnung und Strenge, so wie 'Ordnung muss sein' dargestellt. In den Medien wurde die Frage diskutiert, woher denn wohl die negativen Gefühle Deutschland gegenüber kamen. War die Abkehr von Deutschland eine niederländische Variante von Fremdenhass? Spielte der Kalimerocomplex eines kleinen Landes, dass aufschaut zum großen Nachbarn eine Rolle, oder ging es nicht vielmehr um ein kollektive unverarbeitete Kriegsvorgangeneheit? In der neuen europäischen Ordnung ist für die Niederlande Deutschland der wichtigste Verbündete. Im Gegensatz zur politischen Unruhe in Den

Haag sei Deutschland ein Vorbild an Ruhe und Stabilität. Selbstkritik sei am Platze gewesen. Diese Selbstkritik habe es gegeben, so TROUW, ob es dabei um Themen wie multikulturelle Gesellschaft, die Bankenkrise, die EU-Politik oder um Bonuszahlungen ging. Interessant sei, dass in diesem Klima der Selbstkritik Deutschland immer öfter als Vorbild für die Niederlande dient.

Soweit meine Auswahl aus diesem Artikel in TROUW.

Persönlich fühle ich für mich eine große Zufriedenheit über die zuletzt beschriebene Entwicklung.

An die 250 Personen – unter ihnen die Bürgermeister von Gronau und Losser, Weihbischof Voß, Pax Christi Generalsekretär Reinhard Voss - waren 2003 auf dem Terrain der „Oase“ auf der Landesgartenschau zusammen gekommen, um mit hochrangigen Gästen der großen Religionsgemeinschaften die Enthüllung des Versöhnungskunstwerks zu feiern.



Enthüllt wurde das Kunstwerk von allen Mitgliedern der SprecherInnengruppe. Mit vielen PACE-Fahnen tanzten wir um unser Kunstwerk. Ernst als Friedensarbeiter hatte ein abwechslungsreiches Programm erarbeitet

und moderierte die Feier mit der Choreografie der PACE-Fahnen. Im Kunstwerk wurde die Aussage einer Ahauser Schülerin thematisiert, die sie beim Totengedenken am 4.Mai 1998 in Haaksbergen (Partnerstadt von Ahaus) sprach, wo sie das Höhlengleichnis von Plato als Vorlage für ihren Text genommen hatte. Eine Textplatte neben dem Kunstwerk trägt die Aufschrift: „Wir stehen Rücken an Rücken und sehen voneinander nur den Schatten. Wir denken, dies sei die Wirklichkeit. Erst wenn wir uns einander zuwenden, sehen wir die Wirklichkeit: Wir alle sind Menschen“.

Zur Geschichte, wie es zu diesem Versöhnungskunstwerk kam:

September 1997: Mitglied im 4.Mai-Komitee von Haaksbergen (seit 1988 Partnerstadt von Ahaus)

1995: Vorschlag des Vorsitzenden, zum 50. Jahrestag des Kriegsendes erstmals Ahauser Ratsmitglieder offiziell zur Gedenkfeier einzuladen. Empörung in Haaksbergen.

4.Mai 1998: erstmals nehmen SchülerInnen aus beiden Städten am Totengedenken teil. Bis heute sind seitdem Schüler aus beiden Orten am Totengedenken des 4.Mai beteiligt.



In den 90er Jahren: das Clingendaelinstitut in den Haag veröffentlicht das Ergebnis einer breit angelegten Untersuchung, die ein sehr negatives Deutschlandbild der niederländischen 15 bis 18 jährigen SchülerInnen aufzeigt.

Unser Friedenarbeiter Ernst Dertmann macht einen Vorschlag: ein Kunstwerk direkt auf der deutsch-niederländischen Grenze zu errichten, grenzüberschreitend zu nachbarschaftlichen Gesprächen und Treffen einladend.

Projektgruppe zur Verwirklichung dieser Idee. Diese brachte im weiteren verschiedene Modelle zusammen und auch Vorschläge für deren Standorte: Veronika gärtnerische Anlagen (für die Grenze Kleve/Nijmegen), Ernst eine Skulptur sich am Tisch beegnender Menschen (für die Grenze Vreden/Winterswijk).

Glückliche Fügung: die erste länderübergreifende Landesgartenschau (LAGA) Gronau/Losser im Jahre 2003.

Kontaktaufnahme zur ökumenischen Initiative 'Christenen aan de Grens' bestehend aus 17 mitwirkenden Gemeinden von beiden Seiten der Grenze in Gronau.

Pastor Ralf Brockfeld (Erlöserkirche Gronau) war der Motor von Anfang an.

Intensive Gedanken über das WIE des beabsichtigten Kunstprojekts: das Höhlengleichnis von Plato ließen Ernst und mich nicht mehr los.

Überlegungen zur Finanzierung eines Projektes durch Spenden.

Entwicklung eines Holzmodells von ca.30cm großen gegenüber stehenden Menschenfiguren.

Ernst und ich gehen zu einer Arbeitssitzung der 'ökumenische Initiative Christenen aan de Grens' - mit dabei, unser „Modell Versöhnungskunstwerk“. Ich erklärte das Modell und Ernst untermalte das in seiner Art mit etlichen philosophischen und politischen Gedanken. Die Reaktion bei den Anwesenden: es war als wenn alle auf uns und genau auf diesen Vorschlag gewartet hatten. Begeisterung pur.

Dann ging es Schlag auf Schlag. Andreas Groten hatte schnell einige gezeichnete Vorschläge zu Papier gebracht. Inzwischen war auch Ernst bei der Sponsorensuche fündig geworden. Er hatte auch den Diözesanbischof Reinhard Lettmann um finanzielle Unterstützung gebeten.

Es passte alles und fügte sich irgendwie wunderbar zusammen.

Manfred Laumann ist PAX CHRISTI-Mitglied in Ahaus

Ein klares Nein zur Anschaffung von Kampfdrohnen!

PAX CHRISTI im Bistum Münster warnt vor einer neuen Qualität der Kriegführung

Schon seit längerem wünscht sich die Bundeswehr für ihre Auslandseinsätze Kampfdrohnen, während sie bislang nur unbewaffnete Drohnen zu Aufklärungszwecken verwenden darf. Jetzt hat sich erstmals die CDU-geführte Bundesregierung für eine solche Aufrüstung der Drohnenflotte ausgesprochen.

In den USA gehören diese ferngesteuerten, unbemannten Flugkörper längst zum festen Bestandteil des Waffenarsenals. Ihr Einsatz bei Aktionen des „gezielten Tötens“ (targeted killing), z.B. in Pakistan, im Jemen oder in Afghanistan, wird damit gerechtfertigt, dass die eigenen Soldaten so besser geschützt würden. Doch aufgrund starker ethischer und völkerrechtlicher Bedenken gegen diese Methode der Kriegführung und angesichts der hohen Zahl ziviler Opfer protestiert PAX CHRISTI massiv gegen die Anschaffungspläne.

Als christliche Friedensbewegung empört es uns, wenn derartige Waffen im Truppenjargon als „Finger Gottes“ bezeichnet werden; das ist Blasphemie!

Wir widersprechen auch deutlich der Aussage mancher Politiker, bewaffnete Drohnen seien „ethisch neutral“. Wenn ein Krieg wie ein Computerspiel funktioniert und ein Mausklick genügt, um Menschenleben zu vernichten, dann wird die Entpersonalisierung des Tötens auf die Spitze getrieben. Schon der Einsatz von ferngesteuerten Raketen hatte die Hemmschwelle gesenkt, den tödlichen Hebel zu bedienen. Denn je mehr Distanz ein Angreifer zu seinem Ziel hat, umso weniger Zurückhaltung

zeigt er. Mit Kampfdrohnen wird die Kriegführung noch einfacher – wie ein Kinderspiel, und das ist äußerst inhuman!

Ein Krieg, der kaum „eigene“ Opfer fordert, lässt sich zudem gegenüber der Bevölkerung besser vertreten. PAX CHRISTI ist besorgt, dass die Drohneneinsätze so dazu beitragen könnten, militärische Interventionen leichter akzeptabel zu machen, in einer Gesellschaft, die kriegerische Gewalt zunehmend und mit Recht ablehnt.

Hinzu kommt, dass „gezieltes Töten“ grundsätzlich internationales Recht verletzt. Dabei werden im Einzelnen die Artikel 2 und 51 sowie Kapitel VII der UN-Charta und Regelungen des humanitären Völkerrechtes zur Disposition gestellt. Denn entgegen Artikel 2 wird bei den Kampfdrohneneinsätzen auf fremdem Territorium keine Zustimmung von dem betroffenen Staat eingeholt. Im Widerspruch zu Artikel 51 bzw. Kapitel VII werden mutmaßliche Terroristen gezielt getötet, auch wenn kein UN-Mandat vorliegt und keine Situation unmittelbarer Selbstverteidigung gegeben ist. Doch nur solche Situationen würden laut UN-Charta eine Ausnahme vom grundsätzlichen Verbot der Gewaltanwendung erlauben!

Gegen das humanitäre Völkerrecht spricht weiterhin die mangelnde Unterscheidung zwischen Kombattanten und Nicht-Kombattanten bzw. der fehlende Schutz von Zivilpersonen.

Juristen kritisieren, ein Drohneneinsatz verstoße gegen den Menschenrechtspakt der Vereinten Nationen, allein schon deshalb, weil ein Terrorverdächtiger ohne Gerichtsurteil quasi hingerichtet wird. Außerdem werden die „stillen Bomben“ von vielen Juristen als heimtückisch beurteilt, weil der Angegriffene überall und ohne Vorwarnung getroffen werden kann und deshalb überhaupt keine Möglichkeiten hat, sich zu schützen oder zu wehren.

PAX CHRISTI schreckt die Verharmlosung auf, die Bundeswehr brauche moderne Waffen, um gezielt und mit weniger Soldaten agieren zu können. Wir werden, wenn überhaupt, nur solche „künftigen Aufgaben“ der Bundeswehr akzeptieren, die ohne gezielte Tötungsaktionen auskommen und die insgesamt wirksam der Kriegsverhütung und der Gewalteindämmung dienen.

Aus der Sicht von PAX CHRISTI würde die Beschaffung bewaffneter Drohnen einen verantwortungslosen Umgang der Bundesregierung mit militärtechnologischem „Fortschritt“ zeigen.

PAX CHRISTI ist überzeugt, dass eine solche erneute Verschwendung von Geldern ein Verbrechen gegen die hungernde und darbenende Menschheit wäre.

Wir fordern:

- Eine klare Absage an das Vorhaben, Kampfdrohnen anzuschaffen!
- Eine eindeutige Ablehnung des Einsatzes solcher Waffen oder auch nur der Drohung mit ihnen!
- Eine völkerrechtlich verbindliche Konvention zum Verbot solcher Waffen!

Münster, den 30.1. 2013

Für die Bistumsstelle Münster von PAX CHRISTI

Ernst Dertmann, Friedensarbeiter
Veronika Hüning, Geistliche Beirätin

Edgar Utsch

Ferdi Kerstiens 80 – und ein neues Buch

Übernommen aus den SOG-Papieren, dem Publikationsorgan der AGP (Arbeitsgemeinschaft der Priester- und Solidaritätsgruppen)

Zu seinem 80. Geburtstag hat Dr. Ferdinand Kerstiens ein neues Buch veröffentlicht: Umbrüche – eine Kirchengeschichte von unten. Autobiographische Notizen; Berlin 2013. Es wird hier besprochen aus persönlicher Dankbarkeit für F. Kerstiens Jahrzehnte langes Engagement in der AGP, aber auch, weil deren Themen und Kämpfe und die Erfahrungen vieler AGP-Mitglieder sich in seinem „Lebenseinblick“ spiegeln.

Gibt es bei einem Mann, der auf den verschiedenen Feldern so präsent in der Öffentlichkeit gewirkt hat und somit eine öffentliche Person war, überhaupt noch etwas zu veröffentlichen? Vor allem dann, wenn schon zu Beginn (s.1) betont wird, dass Privates privat bleibt – es also nichts auszulaudern gibt? Ja, und zwar, weil das Öffentliche als autobiographische Notiz eine persönliche Färbung erhält (besonders überzeugend im Schlusskapitel Resümee und Ausblick) und gerade dadurch offener, deutlicher und eindeutiger wird. F. Kerstiens gelingt es, seine Leser mit auf eine Zeitreise zu nehmen, die gerade durch das Miteinander von Bekanntem und Überraschendem äußerst spannend ist.

Diese Zeitreise beginnt mit den Erinnerungen an die Kriegseignisse und die Schreckensherrschaft der Nazis in seiner Kindheit; führt – wie durch eine andere Welt – in die Pius-Zeit der 50-er Jahre; bietet einen Blick auf die wichtigen Impulse des Zweiten Vatikanischen Konzils und geht den kirchlichen, gesellschaftlichen und persönlich-beruflichen Etappen seit Ende der 60-er Jahre entlang – und lässt in angemessener Zurückhaltung das Kommende in Hoffnung in der Absicht offen, die noch möglichen Schritte zu gehen. Für diese Haltung nimmt er K. Barth als Gewährsmann: „Hoffen geschieht im Tun des nächsten Schrittes.“ (231) Das Buch ermöglicht den Weggefährten, eigene Erfahrungen, ähnliche

oder auch gegenteilige, lebendig werden zu lassen (Die lebendige Sprache hilft dabei in ansprechender und Interesse weckender Weise!). Jüngeren bietet es die nicht allzu häufige, aber unentbehrliche Möglichkeit, einen Einblick zu gewinnen in eine Phase der Kirchengeschichte, die ohne die hier berichteten und reflektierten Ereignisse nicht vollständig wäre und nicht die notwendige Hilfe bieten würde bei der eigenen Standortbestimmung angesichts gegenwärtiger kirchlicher und gesellschafts-politischer Entwicklungen. Als „Kirchengeschichte von unten“ (kein anmaßender Anspruch) kann sie dazu beitragen, der „Geschichte der Sieger“ skeptisch gegenüber zu sein, und die nicht zu vergessen, die gerade bei dieser Geschichtsschreibung höchstens als Randnotiz vorkommen.

Auch das den Zeitgenossen „im Groben“ Bekannte wird nicht nur wiedergegeben, um es vor dem Vergessen zu bewahren. Es wird zugleich vermittelt und vertieft durch neue, überraschende Einblicke, Perspektiven und Interpretationen – manchmal auch durch Episoden. So z.B. wenn Kerstiens nach einem Vortrag J. Ratzingers in der Münsteraner Studentengemeinde dem Studentenpfarrer Hans Wernes auf der Heimfahrt gegenüber äußert: „Das war heute ein anderer Ton bei Ratzinger. Da ändert sich was.“ (36) Also schon nach der 3. Konzilsperiode einen inneren Wandel ausmacht und diesen nicht, wie sonst üblich, erst als Folge der 68-er Studentenunruhen erklärt.

Auch dem Bild von Persönlichkeiten werden weitere Facetten hinzugefügt, indem der Autor etwa von einer Diskussion mit Ernst Bloch berichtet, bei der dieser bekannte: „Meine Gegenutopie gegen den Tod ist am ehesten die der Seelenwanderung.“ (44) Für einen marxistischen Philosophen ein verblüffendes Bekenntnis. Oder wenn durch die Wiedergabe eines Predigtauszugs von Karl Rahner zu Mt 25,31–46 anlässlich eine Gottesdienstes während der Aktion „Hungern für Biafra“ 1968 der Dogmatikprofessor auch als politisch denkender und agierender Mensch wahrgenommen wird. (180f)

Natürlich werden die wesentlichen Schritte und Gruppierungen der Reformbewegung in der BRD seit 1965 nachgezeichnet: Studentengemeinde, Freckenhorster Kreis und AGP, Bensberger Kreis, Initiative Kirche von unten, Kirchenvolksbewegung „Wir sind Kirche“. Mit allen war Kerstiens verbunden durch persönliche Kontakte, theologische und

kirchenpolitische Impulse und Auseinandersetzungen, durch die Übernahme von Aufgaben und Funktionen und nicht zuletzt durch gemeinsames gesellschafts-politisches Engagement. Schon in seiner Zeit als Studentenskaplan (1962 – 65) wird sein vorherrschendes theologisches und pastorales Interesse bis heute erkennbar, wenn er bei der Gewichtung der Konzilsbeschlüsse auf seine „besondere Aufmerksamkeit“ (33) für „Gaudium et spes“ verweist. Von seinem Blick und seinem Engagement über den römisch-katholischen Horizont hinaus zeugen weitere Stichworte: Ökumene, Eine Welt, Befreiungstheologie und -praxis, Gerechtigkeit und Frieden.

Einen bevorzugten Platz aber nimmt die Arbeit in der Gemeinde St. Heinrich in Marl ein, wo er von 1975 bis 1998 als Pastor tätig war. Die Begeisterung über diese Zeit, nahe bei den Menschen und mit ihnen unterwegs auf vielfältigen Wegen, klingt deutlich aus seiner Schilderung. Dabei verschweigt er nicht Schwierigkeiten und Konflikte mit Gemeindemitgliedern (152), weiß um „Niederlagen, z.B. im Blick auf die Halbierung der Anzahl der Gottesdienstbesucher (159). Geradezu wehmütig liest man von dem, was alles schon in den 70-er und 80-er Jahren in den Gemeinden Wirklichkeit war und trotzdem immer noch auf den offiziellen kirchlichen Verbotstafeln steht. Vor diesem Hintergrund erhält auch der Titel des Buches „Umbrüche“ seine spezifische Berechtigung – auch als Aufforderung, sich für die noch ausstehenden Umbrüche einzusetzen.

Die geschilderte Wirklichkeit kann viele Anregungen auch zur Veränderung der heutigen kirchlichen und gemeindlichen Wirklichkeit geben – allerdings nicht im Sinne eines Rezepts. Dazu sind bei allem Bemühen um demokratische Prozesse und um das Mitgehen der ganzen Gemeinde die – im positiven Sinne – „eigenwillige“ Handschrift des Pastors Kerstiens und dessen Persönlichkeit zu prägend. Doch zur Reflexion der eigenen Praxis in Kirche und Gesellschaft bietet das Buch zahlreiche Anlässe.

Die autobiografischen Notizen zeigen Kerstiens – gleichsam in einem Selbstbildnis – als jemanden, der den als verpflichtend erkannten Weg konsequent geht, mit der dann zur Glaubwürdigkeit notwendigen Konsequenz, dafür den Kopf hinzuhalten. 14. September 2013 - Ahaus

TERMINE

14. September 2013 - Ahaus

Zum Schöpfungstag 2013 laden wir nach Ahaus ein, in die Stadt mit dem Atommüllzwischenlager. Rund um den „Mahner“ an der Marienkirche sind ab 10 h Stände verschiedener christlicher Organisationen aufgebaut. Auch PAX CHRISTI im Bistum Münster ist dabei.

Um 17 h findet in der Kirche St. Joseph, Ahaus zum Schöpfungstag ein Gottesdienst statt

18. und 19. September 2013 - Treffen der FriedensarbeiterInnen in Köln

Mi 18.09., 18:00 Uhr - So 22.09.2013, 12:00 Uhr

Shalom-Pilgern auf einer Teilstrecke des Elisabethpfads

„Und lenke unsere Schritte auf den Weg des Friedens“ (Lukas 1,79)

In drei Tages-Touren (je 18 km) wollen die Teilnehmenden (max. 18 Pers.) geschwisterlich miteinander und „mit Psalmen u. Propheten“ pilgernd unterwegs sein: auf einer Teilstrecke des Elisabethpfads von Frielendorf/Spieskappel (ist per Bus ab Bhf Treysa in 30 min. erreichbar).

Unterwegs zum Pilgerfest in der Marburger Elisabethkirche, zu IHM und zu uns selbst; laufend staunend, sprechend und auch schweigend. Und wir wollen Menschen und besondere Orte auf dem Wege als ermutigende oder auch erinnernde-mahnende Wegweiser für ein friedvolles und gerechtes sowie nachhaltiges Miteinander wahrnehmen.

Nachtgepäck-Transport, einfache Quartiere, gemeins. Mahlzeiten, Pilgerbüchlein ...; dafür insges. ca. 90 Euro Kosten.

Informationen bei den Veranstaltern: Arno Hammer und Peter Kopmeier, Lüdinghausen

22. September 2013 Bundestagswahl

12. Oktober 2013 Diözesanversammlung in Stadtlohn

Unsere diesjährige Diözesanversammlung findet ab 9.30 h im Pfarrzentrum St. Otger, Stadtlohn statt.

Die Einladung dazu ist als Einhefter in der Mitte dieser Ausgabe zu finden.

25.-27. Oktober 2013 Delegiertenversammlung in Fulda

8. November 2013 - Coesfeld

Wie in jedem Jahr lädt PAX CHRISTI zu einer Gedenkstunde zur Reichsprogromnacht in die ehemalige Synagoge zu Coesfeld, Weberstraße 7, ein.

Beginn 19 h; Anschließend Besuch des jüdischen Friedhofs

10. November 2013 – Münster

Die diesjährige bundesweite ökumenische Friedensdekade wird in Münster eröffnet. PAX CHRISTI im Bistum Münster ist an der Vorbereitung beteiligt.

Ort: Apostelkirche, Münster, Neubrückenstraße; Beginn: 16 h

12. November 2013 – Gescher

Das Katholische Bildungswerk und PAX CHRISTI laden zu einem thematischen Abend ein. Thema „Franziskus“ -- der neue Papst und seine Impulse für eine Kirche der Armen / Katakombenpakt heute?“ Mit Veronika Hüning und Ernst Dertmann

Ort: Pfarrheim St. Pankratius, Gescher

Zeit: Beginn 19.30 h

22. November 2013 – Münster Politisches Nachtgebet

Unser 17. Politisches Nachtgebet in Münster findet am 22. November 2013 statt.

Der Prediger wird diesmal JOACHIM GARSTECKI aus Magdeburg sein. Jochen Garstecki war Generalsekretär von PAX CHRISTI.

Er hat seiner Predigt den Titel gegeben: „Geknicktes Rohr, glimmen-
der Doch und Biblische Bilder und die alltägliche Friedenarbeit“.

Ort: Petrikirche Münster, Johannisstraße

Beginn: 19.30 h

11. Januar 2014 – Recklinghausen

Auch den Beginn des Jahres 2014 wollen wir mit einem Friedensgot-
tesdienst in der Gastkirche zu Recklinghausen feiern.

Anschließend treffen wir im Gasthaus bei mitgebrachten Essenteilen
in gemütlicher Runde zusammen.

Beginn: 16 h

27. Januar 2014 – Vreden

Gemeinsam mit Pfarrgemeinde, Gymnasium und Stadt Vreden lädt
PAX CHRISTI im Bistum Münster zu einer Gedenkfeier zum Tag der
BEFREIUNG des KZ Auschwitz ein.

Ort: Rathaus zu Vreden, Großer Sitzungssaal

Beginn: 19 h

19. bis 21. September 2014 - Medienprojekt: Flandern 1914 – 2014

Zum 100. Jahrestages Beginn des Ersten Weltkrieges laden wir im
September junge Erwachsene zu einer Fahrt nach Flandern ein.

- Workshop zum Ersten Weltkrieg in der Jugendbegegnungsstätte in
Lommel, Belgien
- Besuch einer Kriegsgräberstätte
- Museum „In Flanders Fields“ in Ypern, Belgien
- Stadtführung durch Brügge oder Antwerpen

Ort: Belgien: Lommel, Ypern, Brügge oder Antwerpen

Unterbringung: Jugendbegegnungsstätte Lommel sowie ein Mittelklas-
sehotel

Teilnehmerzahl: 15 junge Erwachsene (18 bis 30 Jahre)

Leitung:

Matthias Lauks, Pax Christi

Jens Effkemann, Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge

Kosten: ca. 150 € pro Person; bezuschusst durch die Stiftung „Gedenken
und Frieden“ (Volksbund) sowie das Bistum Münster

Zum Anmeldeverfahren:

Interessierte melden sich bis zum 31. März 2014 mit Zahlung des Rei-
sepreises an: Ernst Dertmann, Pax Christi Bistumsstelle Münster, Breul
23, 48143 Münster, dertmann-e@versanet.de

GEDANKEN

GEDANKEN

Mit der Verleihung des

Johannes-XXIII-Preises 2013

würdigt PAX CHRISTI im Bistum Münster

das Geistliche Zentrum (Gastkirche und Gasthaus) in Recklinghausen

als Modell von Kirche, das dem Geist von Papst Johannes XXIII. und
des von ihm einberufenen Zweiten Vatikanischen Konzils entspricht:

Kirche als pilgerndes Gottesvolk
in lebendiger Geschwisterlichkeit,
getragen von vielen Menschen.

Sie versteht sich als Gottes offene Tür,
gastfreundlich zu allen, die zu ihr mit ihren Sorgen und Nöten kommen. Jede und jeder erfahren hier
unabhängig von Amt, Herkunft, Geschlecht oder Alter
Anerkennung und Wertschätzung.

Münster am 25. Mai 2013

für die Bistumsstelle Münster

Matthias Lauks
Sprecher

Veronika Hüning
Geistliche Beirätin

Ernst Dertmann
Friedensarbeiter

für den Beirat

Uli Jost-Blome

Norbert Mette

Heike Wilde